DER BOTE

November 2026 • 9. Jahrgang • NR. 35

:: Zeitschrift des Historischen Vereins
:: Herne / Wanne-Eickel e. V.

LWL Museum für Archäologie

Wenn die KI die Kurrentschrift liest

Wat machse heute wieder fürn Raff?

Schutzgebühr: 4,50 €



Die 35. Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

als am 28. März 2003 das LWL-Museum für Archäologie und Kultur am Europaplatz seine Türen öffnete, lagen zwölf Jahre Vorlauf und ein langer, steiniger Weg hinter allen Beteiligten. Wie das Museum von Münster nach Herne kam und warum es bis heute ein Leuchtturm unserer Stadt ist, lest ihr in unserem Titelthema.

Turbulent ging es auch am Neujahrsmorgen 1975 zu, als Herne und Wanne-Eickel über Nacht zu einer Stadt wurden – und die Leitstelle plötzlich zwei Bahnhofstraßen kannte. Marcus Schubert erzählt vom geheimen Eigenleben unserer Straßennamen. Wie die junge Generation auf die »Zwangsehe« blickt, schildert die 17-jährige Emma Schubert in ihrem erfrischenden Zwischenruf. Ernst wird es mit einem dunklen Kapitel der NS-Zeit: Eine Gerichtsakte aus unserem Archiv zeigt, wie das Oberlandesgericht Hamm 1935 84 Herner Kommunisten wegen »Hochverrats« verurteilte. Die Spuren führen ausgerechnet an die Altenhöfener Straße – dort in die Nähe, wo heute unser Archiv zuhause ist.

Dass Erinnerung bewahrt werden muss, bevor sie verloren geht, macht der Historiker Hugo Javier Freitas aus Buenos Aires eindrucksvoll deutlich. Wir schließen uns seinem Appell an: Beschriftet eure Familienfotos, solange noch jemand die Gesichter kennt, und denkt an uns, bevor alte Papiere im Container landen. Wie künstliche Intelligenz inzwischen sogar beim Entziffern der Kurrentschrift hilft, zeigt unser Beitrag zur neuen Heredis-Version.

Außerdem erwarten euch der streitbare Stadtverordnete Ludwig Bösser, die Schaufensterdekorateure und ihr »Raff«, die Kartoffelernte in den Berkeler Geschichten, der vierte Teil der Liricher Kindheitserinnerungen und eine Buchvorstellung rund ums Büdchen.

Ich wünsche euch viel Freude beim Lesen und eine gute Herbst- und Weihnachtszeit.

Herzliche Grüße

Thorsten Schmidt


Karl-Heinz Abraham

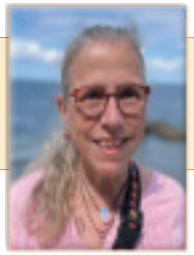

Lukas Berger


Hugo Javier Freitas


Andreas Janik


Gerdi Kernbach-Tinnemann


Wolfram Ninka


Anna-Maria Rawe


Thorsten Schmidt


Emma Schubert


Marcus Schubert

Inhalt

Das Archäologiemuseum – ein Herner Leuchtturmprojekt 4

Zwischen Mont-Cenis, Kesseldröppel und der Wilbe: Das geheime Eigenleben der Straßennamen in Herne und Wanne-Eickel 7

»Im Namen des deutschen Volkes« 8

Wenn die KI die Kurrentschrift liest 12

Lasst uns die Erinnerung nicht verlieren! 14

»Ich bin Büdchen« 18

Berkeler Geschichten 21

Zwangsehe oder Schnee von gestern? Warum wir das Feindbild beerdigen und zusammenhalten müssen 22

Ludwig Bösser – Hernes wohl streitbarster Stadtverordneter 24

Wat machse heute wieder fürn Raff? 26

Mitglieder stellen sich vor 27

Kindheit in Lirich - schön und schmierich - Teil 4 28

Schlosskapelle Strünkede 32

Autoren: Karl-Heinz Abraham, Lukas Berger, Hugo Javier Freitas, Andreas Janik, Gerdi Kernbach-Tinnemann, Wolfram Ninka, Anna-Maria Rawe, Thorsten Schmidt, Emma Schubert, Marcus Schubert

Verantwortlich i. S. d. P.: Thorsten Schmidt

Lektorat: Anna-Maria Rawe

Titelbild: Außenansicht des LWL-Museums für Archäologie und Kultur in Herne. Foto: LWL/Christoph Kniel

Fotos: Seite 4: Gerd Biedermann † - Seite 6: LWL/Christoph Kniel, mit freundlicher Genehmigung des LWL-Museums für Archäologie und Kultur, Herne. - Seite 8: Symbolfoto KI generiert - Seite 12 - 13: Heredis SCOPARL - Seite 15: Symbolfoto KI generiert - Seite 16 - 17: Familienarchiv Hugo Javier Freitas - Seite 18: Kösel Verlag München - Seite 21: Bildausschnitt bearbeitet, Erkki Voutilainen, JOKA Journalistinnen kuva-arkisto / Museovirasto, CC BY 4.0 - Seite 22: Symbolfoto KI generiert - Seite 24 - 25: Archiv Andreas Janik - Seite 26: Archiv Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. - Seite 30: Michielverbeek, 2013 / Wikimedia Commons, Lizenz: CC BY-SA 3.0 (creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.de) - Seite 36: Thorsten Schmidt

(Etliche Fotos sind oftmals nicht mit dem Namen des Fotografen gekennzeichnet, sodass eine Recherche der Bildrechte in vielen Fällen nicht möglich war. Grundsätzlich haben wir uns darum bemüht, alle Urheberrechte an den veröffentlichten Fotos und Dokumenten zu klären. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.)

Wir weisen darauf hin, dass das Urheberrecht an den Artikeln bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Verwendung und Abdruck in anderen Medien, auch auszugsweise, ist nur mit deren ausdrücklicher Zustimmung gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

ISSN: 2943-2804 (Print), 2943-2812 (Online)

Druck: medienzentrum ruhr
offsetdruck : verlag : agentur : digitalprint
Industriestraße 17, 44628 Herne

Herausgeber:
Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18
44623 Herne

E-Mail: redaktion@hv-her-wan.de
Fon: (0 23 23) 1 89 81 87
Fax: (0 23 23) 1 89 31 45
Internet: www.hv-her-wan.de



LWL Museum 2016

Das Archäologiemuseum – ein Herner Leuchtturmprojekt

Der 28. März 2003 ist als historischer Tag in die Geschichte der Stadt Herne eingegangen. Nach zwölf Jahren Vorlaufzeit wurde das »LWL-Museum für Archäologie und Kultur (MAK)« eröffnet. Am Europaplatz in Herne-Mitte, gegenüber der Kreuzkirche, prägt das außergewöhnliche Gebäude heute seine Umgebung. Doch bis das Museum von Münster nach Herne umziehen konnte, war es ein langer und sehr steiniger Weg.

Die westfälische Metropole Münster, bis dahin Heimat des Museums, verfügte schon sehr früh über eine vielfältige Museumslandschaft. Bereits 1825 wurde das Museum für »Vaterländische Alterthümer«, der Vorläufer des heutigen Archäologiemuseums, eröffnet. Im Laufe der Jahrzehnte wuchs die Sammlung durch zahlreiche neue Exponate kontinuierlich an. Damit stellte sich immer wieder die Frage nach geeigneten und vor allem größeren Räumlichkeiten. Um den wiederholten Umzügen ein Ende zu setzen, errichtete der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) 1970 in Münster einen Neubau. Einige Jahre später erhielt das Museum den Namen »Westfälisches Archäologiemuseum«. Die neue Bezeichnung sollte die überregionale Bedeutung des Hauses für Nordrhein-Westfalen unterstreichen.

Bereits wenige Jahre nach dem Bezug des Neubaus zeigte sich aber, dass die Entwicklung des Museums erneut unterschätzt worden war. Bei der Planung war das Gebäude viel zu klein dimensioniert worden, sodass bald wieder die Frage nach größeren Räumlichkeiten im Raum stand.

Die Verwaltung des LWL wollte die ständig wiederkehrende Suche nach geeigneten Räumlichkeiten nun ein für alle Mal beenden und strebte eine langfristige, dauerhafte Lösung an. Im Dezember 1986 beschloss der Kulturausschuss des LWL, in Münster und Umgebung nach einem geeigneten alternativen Standort zu suchen. Aus Kostengründen sollte ein Neubau vermieden werden.

Doch die Suche blieb erfolglos. Der LWL musste erstmals ernsthaft die Möglichkeit in Betracht ziehen, das Archäologiemuseum in eine andere westfälische Stadt zu verlagern. Für diesen Fall schloss man nun ausdrücklich auch einen Neubau nicht mehr aus.

Ein Museum von solcher Bedeutung wäre zweifellos eine große Bereicherung für die Kulturlandschaft einer jeden Stadt. Deshalb bewarb sich auch die Stadt Herne um das Museum. Ihre Bewerbung wurde von allen im Herner Rat vertretenen Parteien unterstützt. Doch Herne war nicht die einzige westfälische Stadt, die das Museum für sich gewinnen wollte. Zahlreiche Städte bekundeten ihr Interesse. Herne, Dortmund und Bielefeld gelangten schließlich in die engere Auswahl. Überraschend brachte sich auch Münster wieder ins Spiel und legte ein starkes Angebot vor. Alle vier Städte warben mit

Grundstücken in attraktiver Lage um den Zuschlag.

Herne wollte das Archäologiemuseum unbedingt. Die Stadt bot ein zentral gelegenes Grundstück am Europaplatz an, unmittelbar an der gerade fertiggestellten U-Bahn-Station »Kreuzkirche«. Sollte Herne den Zuschlag erhalten, wollte die Stadt das Grundstück dem LWL kostenlos zur Verfügung stellen. Im Bewerbungsschreiben heißt es unter anderem:

»Die Stadt Herne bietet als mittelzentrale Großstadt alle Vorteile in Bezug auf Zweckmäßigkeit, Möglichkeit und Erfordernis eines Museumsstandorts. Das Museum ist gut erreichbar. Die Scharnierfunktion der Stadt Herne zwischen Münsterland und Hellwegzone und ihr Kontakt zu der Hochschul- und Fachhochschullandschaft des Ruhrgebietes erfüllt alle Kriterien, die sich aus einem Anforderungsprofil zu einem zeitgemäß richtigen Standort entwickeln lassen. Und auch die gute Erreichbarkeit des Institutes für Ur- und Frühgeschichte an der Ruhr-Universität-Bochum (RUB) dient der fachlichen Aufgabenerfüllung des Museums«.

Aus Herner Sicht hatte man alles getan, um den Zuschlag zu bekommen. Besonders die Ratsherren Peter Worbs (SPD) und Gerd Ucka (CDU) hatten großartige Kärrnerarbeit geleistet. Wegen der starken Konkurrenz wurden die Erfolgsaussichten für Herne dennoch als eher gering eingeschätzt. So ging Herne als krasser Außenseiter in die entscheidende Abstimmung.

Dann war er da, der Tag der Entscheidung: Am 7. November 1991 beschloss die Landesversammlung, das höchste Gremium des LWL, mit denkbar knapper Mehrheit von 60 zu 59 Stimmen, den Museumsneubau in Herne zu realisieren. Der Zuschlag für Herne war eine Sensation. Doch die Herner Politiker sahen das ganz anders. Für sie war das Ergebnis kein Zufall, sondern der Lohn für eine erfolgreiche Kampagne. Ihnen war ein echter Coup gelungen.

In den »Westfälischen Nachrichten« in Münster erschien ein Kommentar zu diesem historischen Beschluss: »Trauer müsste Münster tragen, denn die Stadt erlitt in diesem Jahr einen herben, unwiederbringlichen Verlust. Sozialdemokratische Barbaren haben endgültig entschieden, der alten »Metropolis Westphaliae« das hier gegründete und gewachsene »Westfälische Museum für Archäologie« zu rauben. Es wird entwurzelt und demnächst in Herne über leeren Kohleschächten verdorren«.

Die Häme der unterlegenen Mitbewerber nahm man in Herne zwar zur Kenntnis, ließ sich davon jedoch nicht beirren. Die Freude über den Zuschlag war groß, und umgehend machte man sich an die Arbeit. Doch schon sehr bald musste Herne feststellen, dass der politische Erfolg noch lange keine Garantie dafür war, dass der Museumsneubau tatsächlich realisiert werden konnte. Die Bemühungen, möglichst schnell mit einer Umsetzung zu beginnen und dafür auch die notwendige Finanzierung auf die Beine zu stellen, stießen immer wieder auf Schwierigkeiten. Aus welchen Gründen sich die Realisierung ständig verzögerte, darüber wurde in Herne viel diskutiert und spekuliert. Fakt war jedenfalls: Über Jahre gelang es nicht, bei der Finanzierung des Neubaus entscheidend voranzukommen.

Zunehmend schwand die Hoffnung, dass der Museumsneubau überhaupt noch realisiert werden könnte. Zwischenzeitlich gab es sogar ernsthafte Überlegungen, das in den 1950er-Jahren errichtete städtische Hallenbad am Berliner Platz umzuwidmen und dort das Archäologiemuseum unterzubringen.

Unerwartete Unterstützung kam schließlich aus der Nachbarstadt Gelsenkirchen. Die dort ansässige »Internationale Bauausstellung Emscher Park« (IBA) nahm sich des Projekts an. Ihr Geschäftsführer, Prof. Karl Ganser, setzte sich im Sommer 1996, fünf Jahre nach dem Zuschlag, mit Nachdruck für die Realisierung des Museumsneubaus ein. Er veranlasste eine Machbarkeitsstudie, die sich insbesondere mit den zu erwartenden Baukosten befasste. Die Untersuchung kam zu dem Ergebnis, dass eine Kostenobergrenze von 50 Millionen D-Mark realistisch sei. Auf dieser Grundlage konnte endlich auch ein verbindliches Finanzierungskonzept entwickelt werden. Dem stimmten sowohl das Land Nordrhein-Westfalen als auch der LWL schließlich zu.

Dann ging es plötzlich ganz schnell: Bereits Anfang 1997 wurde ein internationaler Architektenwettbewerb ausgelobt. 805 Architekturbüros aus allen Teilen Europas bewarben sich um die Teilnahme. Aus diesem großen Bewerberfeld wählte die Wettbewerbsjury (Preisgericht) schließlich 30 Teilnehmer aus. Die eingereichten Entwürfe waren überwiegend viel besser als erwartet, sodass dem Preisgericht die Entscheidung nicht leicht gemacht wurde. Am Ende ging der Entwurf des Essener Architekturbüros »Busse Klapp Brüning« als Sieger hervor und wurde mit dem 1. Preis bedacht. Im Preisgerichtsprotokoll wird das Baukonzept als »außergewöhnlich« gewürdigt. Ausdrücklich wird



Besucherinnen mit Multimediaguide.

dem LWL empfohlen den Entwurf umzusetzen. Das Gewinnerbüro gab zudem eine Garantieerklärung an, die vorgegebene Kostenobergrenze einzuhalten.

Im August 1998 wurde der Bauantrag eingereicht, und bereits am 16. Juni 1999 erfolgte der feierliche Spatenstich. Nur 13 Monate später konnte Richtfest gefeiert werden. Am 28. März 2003 war es dann endlich geschafft: Das Museum wurde feierlich eröffnet und der symbolische Schlüssel übergeben.

Und die Architekten hatten Wort gehalten: Sehr zur Freude aller Beteiligten blieben die verausgabten Baukosten tatsächlich und sogar deutlich unter der vereinbarten Kostenobergrenze von 50 Millionen D-Mark. Als die Endabrechnung vorlag, beliefen sich die Baukosten auf rund 45,6 Millionen D-Mark - umgerechnet rund 23,3 Millionen Euro (inzwischen hatte der Euro die D-Mark als Zahlungsmittel abgelöst).

Die Dauerausstellung im neuen Archäologiemuseum verfügt über eine Fläche von rund 2.900 Quadratmetern. Für die Sonderausstellungen, die in einem regelmäßigen Turnus von zwei Jahren wechseln, stehen weitere rund 800 Quadratmeter zur Verfügung.

Seit 2025 trägt das Museum den Namen »Museum für Archäologie und Kultur (MAK)«. Es präsentiert Exponate aus nahezu 200 Jahren archäologischer Ausgrabungen und Forschungen in Westfalen und versteht sich als Schaufenster der archäologischen Denkmalpflege in der Region. Mit seiner überregionalen und nationalen Bedeutung gehört das MAK zu den rund 40 der insgesamt etwa 350 Museen in Nordrhein-Westfalen, die über die Landesgrenzen hinaus von besonderer Bedeutung sind. Ein vergleichbares Haus gibt es jedenfalls in Nordrhein-Westfalen nicht.

Die Stadt Herne hat seinerzeit viel dafür getan, dieses besondere Museum für sich zu gewinnen. Die Entscheidung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe vor mehr als 30 Jahren war ein großer Erfolg. So kam eine bedeutende archäologische Sammlung nach Herne und machte die Stadt zu einem wichtigen Standort für die Archäologie in Westfalen. Menschen aus ganz Nordrhein-Westfalen und weit darüber hinaus kommen nach Herne, um die archäologischen Schätze Westfalens zu entdecken und Geschichte hautnah zu erleben.

Doch die Geschichte des Museums ist damit längst nicht abgeschlossen. Es gilt, noch mehr Hernerinnen und Herner für das Museum, seine Entwicklung und seine vielfältigen Angebote zu begeistern. Daran arbeitet die Museumsleitung gemeinsam mit dem Förderverein des Museums mit großem Engagement. Denn das Museum soll weit mehr sein als ein bedeutender archäologischer Standort für Westfalen: Es soll ein Ort der Begegnung, der Neugier und der Identifikation sein, ein Ort, an dem die Menschen in Herne ihre eigene Geschichte entdecken und erleben können. Und vielleicht ist genau das die schönste Perspektive für die Zukunft: dass dieses besondere Museum nicht nur in Herne steht, sondern zu Herne gehört.



Karl-Heinz Abraham

Zwischen Mont-Cenis, Kesseldröppel und der Wilbe: Das geheime Eigenleben der Straßennamen in Herne und Wanne-Eickel

Wer am Neujahrsmorgen 1975 in der Leitstelle von Feuerwehr und Rettungsdienst Dienst schob, brauchte verdammt starke Nerven und am besten zwei Stadtpläne gleichzeitig auf den Knien. Punkt Mitternacht war das Ruhrgebiet-Gesetz in Kraft getreten. Die stolzen Nachbarn Herne und Wanne-Eickel waren über Nacht zu einer einzigen Großstadt zwangsverheiratet worden. Wenn nun das Notfalltelefon schrillte und eine aufgeregte Stimme einen Zimmerbrand in der »Bahnhofstraße« meldete, half nur tiefes Durchatmen. Denn welche Bahnhofstraße meinte der Anrufer eigentlich? Die an der Kreuzkirche im Herner Zentrum, oder doch die drüben in Wanne?

Für die Amtsstuben im Rathaus begann damit ein diplomatischer Großkampftag, der Wochen dauern sollte. Keine Adresse durfte im neuen Stadtgebiet doppelt existieren, wenn der Löschzug nicht versehentlich zehn Kilometer am brennenden Sofa vorbeirauschen sollte. Die Herner verteidigten ihre geschäftige Fußgängerzone namens Bahnhofstraße mit Klauen und Zähnen. Im stolzen Eisenbahnerknotenpunkt Wanne-Eickel half aller Lokalpatriotismus nichts: Man musste zähneknirschend weichen und das eigene Bahnhofsumfeld zur »Hauptstraße« degradieren. Wer seinen vertrauten Straßennamen verlor, wurde mit alten Flurnamen getröstet: Plötzlich wohnten gestandene Ruhrpottler nicht mehr in der braven Schulstraße, sondern auf einer mittelalterlichen Heidelandschaft oder an einem längst verfüllten Wetterschacht.

Dabei war das Emscherland schon lange vor der Gebietsreform ein einziger Flickenteppich aus sprachlichen Kuriositäten. Als die preußische Verwaltung, ab 1824 mit dem Urkataster anrückte, um jeden Quadratmeter preußisch exakt für die Steuer zu erfassen, trafen weltfremde Geometer auf sture westfälische Bauern. Doch anstatt das gehörte Niederdeutsch glattzubügeln, schrieben die preußischen Beamten die Laute oft lautgetreu auf. Wer etwa »Auf dem Stennert« wohnt, residiert schlicht auf der niederdeutschen Vokabel für steinigen, kargen Ackerboden. Der Name war die ungeschminkte Warnung an den Bauern, dass er sich hier krummbuckeln konnte, ohne dass viel wuchs.

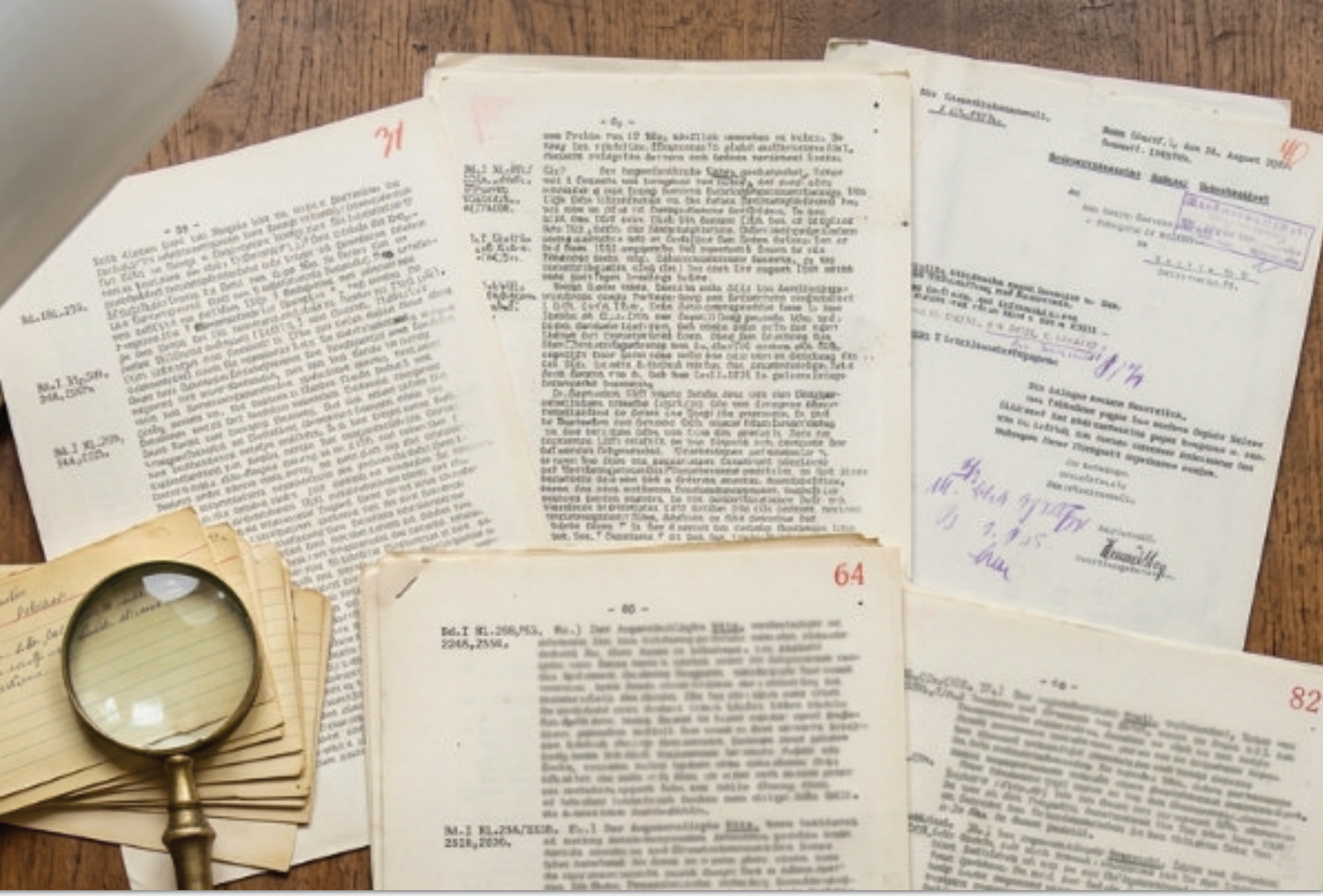
Mit dem Beginn des Industriezeitalters schmiss der Bergbau diese bäuerliche Beschaulichkeit endgültig über den Haufen und importierte weltmännisches Flair an die Emscher. Mitten im Kohlerevier erinnert die Shamrockstraße an den irischen Tausendsassa William Thomas Mulvany. Er teufte mit englischem Kapital Schächte durch wasserführende Mergelschichten ab, an denen die Einheimischen zuvor verzweifelt waren und taufte die Zeche nach dem irischen Kleeblatt. Noch exotischer trieb es die Zeche Mont-Cenis, in Sodingen. Gegründet als Zeche Alexandrina, ging ihr mitten im Gründerkrach das Geld aus. Ein französisch-belgisches Konsortium übernahm die Konkursmasse und taufte das Bergwerk aus Stolz auf den 1871 bezwungenen Mont-Cenis-Tunnel in den Savoyer Alpen kurzerhand nach dem Alpenmassiv. Wanne hielt mit Mythologie und Kaisertreue dagegen: Während an der Plutostraße der römische Gott der Unterwelt über die Förderschächte wachte, feierte man an der Zeche und Straße »Unser Fritz« den populären preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Doch nicht jeder Name stammt aus der Welt der Zechen: Der Wanne-Eickeler Straßenname »Auf der Wilbe« klingt für Auswärtige zwar putzig, meint aber die Wilpe, das uralte Emscher-Dickicht aus Weidengebüsch und staunassen Senken, wo man früher, ohne kniehohe Schaftstiefel, schlicht verloren war.

Und dann war da noch das Kuriosum »Am Kesseldröppel« in Horsthausen. Entlang des Verbindungswegs zwischen den Schächten 1/2 und 3/4 der Zeche Friedrich der Große lief eine oberirdische Dampfleitung zur Kesselspeisung. Weil die Rohrflansche chronisch undicht waren, tropfte (dröppelte) das heiße Kondenswasser sommers wie winters auf den unbefestigten Holzbohlenpfad. Für die Bergleute war die dampfende, garantiert eisfreie Rinne im frostigen Winter der absolute Lieblingsweg zur Frühschicht, um sich in ihren klammen Holzschuhen die Zehen aufzuwärmen. 1912 gab der Magistrat dem Drängen der Zeche nach und pinselte den Kesseldröppel ganz offiziell an den Laternenpfahl.

Wobei man im Ruhrpott bekanntlich niemandem alles ungeprüft glauben darf. In diesen Streifzug durch das Herner Namensdickicht hat sich nämlich genau ein einziger Kuckuck eingeschlichen: Ein einziger dieser Namen samt seiner herrlich plausiblen Bergbau-Anekdote ist von vorn bis hinten frei erfunden und existiert in keinem Katasteramt der Welt. Welcher Name ist das reine Produkt montanhistorischer Spinnerei – und welche Geschichten sind die nackte, historische Wahrheit? Ein Blick auf den aktuellen Stadtplan entlarvt den Schwindel sofort.

Marcus Schubert



»Im Namen des deutschen Volkes«

Wie das NS-Regime 1935 84 Herner Kommunisten wegen Hochverrats verurteilte

Wer heute das Archiv unseres Vereins an der Altenhöfener Straße betritt, ahnt kaum, dass genau diese Straße vor gut neunzig Jahren zu den Schauplätzen einer der größten politischen Strafsachen gehörte, die das Oberlandesgericht Hamm je gegen Herner Bürger geführt hat. An der Altenhöfener Straße wohnte der Bergmann August Schuster. Hier arbeitete eine der konspirativen Zellen der verbotenen Kommunistischen Partei – und hier, an derselben Straße, verwahren wir heute die Geschichte jener Jahre. Eine umfangreiche Gerichtsakte, die dem Verein vorliegt, erlaubt nun einen genauen Blick auf das Verfahren gegen »Schuster und Genossen«.

Ein Verfahren gegen 85 Menschen

Am 24. März 1935 erhob der Generalstaatsanwalt in Hamm Anklage gegen 85 Personen wegen »Vorbereitung zum Hochverrat«. Fast alle stammten aus Herne und seinen Ortsteilen Sodingen, Holthausen und Börnig; dazu einige aus Bochum-Harpen, Kornharpen und Castrop. Es waren überwiegend Bergleute und Arbeiter – Schlosser, Dreher, Maurer, ein Schuhmacher, ein Melker, ein Salzkocher sowie fünf Frauen. Der Vorwurf wog schwer: Sie sollten versucht haben, die 1933 zerschlagene KPD in Herne heimlich wieder aufzubauen. Die meisten waren bereits im Oktober und November 1934 verhaftet worden und saßen seither in Untersuchungshaft; zunächst im Gerichtsgefängnis Dortmund, dann im Zentralgefängnis Werl.

Auffällig ist die Herkunft vieler Angeklagter: Ein großer Teil war in den östlichen Provinzen des Reiches geboren. In Ost- und Westpreußen, Schlesien, Posen, ehe sie als Bergleute ins Ruhrgebiet gekommen waren. Es ist das vertraute Bild der Herner Zuwanderungsgeschichte, das uns hier in den Personalien einer Anklageschrift begegnet. Namen wie Szymanski, Weschollek, Rozowski, Kropla oder Baszynski, geboren in Jeschonowitz, Marwalde oder Narajthen, wohnhaft an der Auguststraße, am Landwehrweg, oder an der Castroper Straße.

Der Unterbezirk Herne und seine Zellen

Nach der Darstellung des Gerichts bildete Herne einen eigenen »Unterbezirk« der illegalen KPD, der über das Arbeitsgebiet Gelsenkirchen, Buer und Wanne-Eickel der Bezirksleitung Ruhrgebiet unterstand. Als »geistiges Haupt« dieser Tätigkeit galt der Bergmann August Schuster, geboren 1887 in Herne, seit 1924 Parteimitglied und einige Jahre kommunistischer Stadtverordneter. Im Herbst 1933 nahm er die illegale Arbeit auf. Anfang 1934 wurde er zum Politischen Instrukteur des Unterbezirks bestellt. In seiner Person vereinigten sich, so das Urteil, sämtliche leitenden Funktionen: Organisationsleiter, Kassierer, Literatur-Obmann, Kurier und Zellenkassierer zugleich.

Schuster gliederte den Unterbezirk in fünf Stadtteile: Herne-Mitte, Sodingen, Holthausen sowie geplant: Bochum-Harpen und Castrop. Unter Herne-Mitte lagen mehrere Zellen, benannt nach den Straßen, in denen sie arbeiteten: Die Zelle Baukau, die Zelle Altenhöfener Straße, die Zelle Vödestraße und die Zelle Bochumer Straße. Hinzu kam eine Betriebszelle auf der Zeche Konstantin, Schacht IV/V, die Schuster aus geworbenen Bergleuten zusammenstellte. Die Straßennamen der Akte lesen sich wie ein Gang durch die Stadt: Auguststraße, Flottmannstraße, Wiescherstraße, Mont-Cenis-Straße, Bergstraße – und eben die Altenhöfener Straße, an der unser Archiv heute steht.

Beiträge, Zeitungen und getarnte Schriften

Das organisatorische Rückgrat finanzierten Mitgliedsbeiträge von 50 Pfennig im Monat. Sie wurden in den Zellen kassiert, über die Stadtteilkassierer an Schuster und von diesem an die Bezirksleitung weitergereicht. Im August 1934 etwa 32 Reichsmark, im September und Oktober kleinere Beträge. Ein zweiter Strang war die Verbreitung verbotener Schriften: Vor allem des »Ruhr-Echo« und der »Roten Fahne«, die zu Stückpreisen von wenigen Pfennigen weitergegeben wurden. Dazu getarnte Flugblätter und Sammlungen, zugunsten inhaftierter Genossen und ihrer Familien. Die Ehefrau Wenzel etwa lieferte Schuster, Anfang Juli 1934, 62 Exemplare des »Ruhr-Echo« und wenig später 50 Exemplare der »Roten Fahne«.

Zusammengehalten wurde all das durch einen Kurierdienst, dessen Aufgabe nach den Worten der Akte vor allem in der »Übermittlung organisatorischer Nachrichten sowie des erforderlichen Hetz- und Zersetzungsmaterials« lag. Die Wortwahl verrät die Handschrift der Anklagebehörde. Konspiratives Handwerk prägte den Alltag: Man traf sich zu sogenannten »Treffs« am Bahnhof Herne-Börnig, oder im Bladenhorster Wald, um Geld und Zeitungen zu übergeben, ohne aufzufallen. Über diese Verbindungen war der Unterbezirk Herne kassentechnisch und bei der Beschaffung des Schriftenmaterials, an die übergeordneten Stellen in Gelsenkirchen und an die Bezirksleitung Ruhrgebiet, angebunden. Es war, mit anderen Worten, keine spontane Gruppe verärgerter Nachbarn, sondern der Versuch, eine gegliederte politische Organisation im Untergrund am Leben zu halten.

Tarnung im braunen Gewand

Am aufschlussreichsten ist die Tarnungsstrategie, die in der Beweisführung immer wieder auftaucht. Um unentdeckt zu bleiben, suchten die Funktionäre gezielt Eingang in die Organisationen des nationalsozialistischen Staates. In einer Versammlung in der Gartenlaube des Angeklagten Vahrson hielt Schuster ein Referat, in dem er den Zuhörern ausdrücklich empfahl, in die Kirche, in den »Deutschen Luftschutz«, in SA und SS einzutreten. Auf diese Weise verschaffe man sich »Rückendeckung« und gewinne zugleich Einfluss in den Formationen der NSDAP. Manche übernahmen tatsächlich Aufgaben im Luftschutz. Schuster selbst, 1926 aus der evangelischen Kirche ausgetreten, ließ sich 1934 wieder in die Landeskirche aufnehmen, um unauffälliger wirken zu können. Der illegale Widerstand versteckte sich also bewusst hinter der Mitgliedschaft in eben jenen Verbänden, die den neuen Staat trugen. Ein bemerkenswertes Detail, das zeigt, unter welchem Druck und mit welcher Vorsicht diese Menschen agierten.

Die Verhaftungswelle des Herbstes 1934

Im Oktober 1934 schlug die Gestapo zu. Innerhalb weniger Tage, zwischen dem 11. und dem 30. Oktober 1934, wurde der Großteil der späteren Angeklagten festgenommen, weitere folgten im November. Einzelne erst Anfang 1935. Die Ermittlungen lagen bei der Staatspolizeistelle für den Regierungsbezirk Arnsberg in Dortmund und beim Po-

lizeiamt Herne. Als Zeugen traten im Prozess die Kriminalsekretäre Cassebaum und Sohn auf. Von der Verhaftung an führte der Weg über das Gerichtsgefängnis Dortmund in das Zentralgefängnis Werl, wo die Männer und Frauen monatelang auf ihren Prozess warteten. Für viele bedeutete schon die Untersuchungshaft den Verlust von Arbeit und Einkommen. Ein Teil der Angeklagten war ohnehin seit Jahren erwerbslos. Die Massenarbeitslosigkeit der frühen 1930er Jahre bildet den stummen Hintergrund der ganzen Akte.

Die Eckdaten des Verfahrens

Aktenzeichen	5 O.J. 69/34, Oberlandesgericht Hamm i. Westf., IV. Strafsenat
Vorwurf	Vorbereitung zum Hochverrat (§ 83 StGB i.d.F. vom 24. April 1934)
Anklage	24. März 1935 – 85 Angeschuldigte
Erstes Urteil	„Schuster u. Gen.", 11. Mai 1935 – 42 Angeklagte, davon 1 Freispruch
Zweites Urteil	„Scheffler u. Gen.", 25. Mai 1935 – 42 Angeklagte, davon 5 Freisprüche
Abgetrennt	Sophie Kaiser (Verfahren gesondert weitergeführt)
Bilanz	78 Verurteilte, 6 Freisprüche, 1 abgetrenntes Verfahren

Zwei Prozesse, ein Muster

Die Hauptverhandlung fand im Mai 1935, vor dem IV. Strafsenat, unter Vorsitz von Senatspräsident Bergmann statt und zerfiel in zwei Teile. Der erste endete am 11. Mai, mit dem Urteil gegen Schuster und 41 Mitangeklagte. Der zweite, gegen den Bergmann Erich Scheffler und wiederum 41 Mitangeklagte, schloss am 25. Mai. Damit gehen die 85 Angeschuldigten der Anklage vollständig auf: 42 im ersten, 42 im zweiten Urteil. Dazu die abgetrennte Angeklagte Sophie Kaiser, deren Verfahren »zur weiteren Aufklärung des Umfanges ihrer Tätigkeit« ausgegliedert wurde.

Die Strafzumessung folgte einem festen Muster. Für die bloße Mitgliedschaft ging der Senat von drei Jahren Zuchthaus aus. Funktionäre wurden deutlich härter, reine Unterstützer milder bestraft. Leitend war ausdrücklich der Gedanke der »Sühne« und der Abschreckung, die persönlichen Verhältnisse der Angeklagten sollten nur eine untergeordnete Rolle spielen. Selbst die Teilnahme am Ersten Weltkrieg erkannte das Gericht in der Regel nicht als mildernd an. Wer gestand, dem wurde die Untersuchungshaft angerechnet; wer leugnete, dem verweigerte man dies ganz oder teilweise. So offenbart die Akte in aller Nüchternheit, die Logik einer politischen Justiz, die Gesinnung bestrafte und Geständnisse belohnte.

Menschen hinter den Aktenzeichen

Bei aller Nüchternheit der Akte treten die Menschen hervor. Da ist August Schuster, dem der Senat sogar lebenslanges Zuchthaus androhte und der die härteste Strafe nur deshalb »auf 15 Jahre begnügt« erhielt, weil er durch umfassende Aussagen die Aufdeckung der ganzen Organisation ermöglicht hatte. Ein Geständnis, das ihn selbst schont, aber viele andere belastete. Da sind fünf Frauen, deren Namen die Anklage nüchtern verzeichnet: die Witwe Sophie Mende und ihre Tochter Sophie Kaiser, Meta Wenzel, Olga Föller und Wilhelmine Schuster, die Frau des Hauptangeklagten. Das Gericht hielt fest, dass die illegale Leitung »mit Vorliebe« Frauen einsetzte, deren Männer bereits in Haft saßen. Eine bittere Beobachtung, die zeigt, wie der Widerstand ganze Familien erfasste.

Nicht alle wurden verurteilt. Der Maurer Georg Heil aus Bochum-Harpen, wurde im ersten Prozess freigesprochen. Im zweiten die Angeklagten Dörmann, Hielen, Baszynski, Grunbach und Nitsch. Der Vertreter Josef Hasberg kam mit einem Jahr Gefängnis, wegen bloßer Beihilfe, vergleichsweise glimpflich davon. Die übrigen Strafen reichten von wenigen Monaten, bis zu mehreren Jahren Zuchthaus für Männer, die nichts weiter getan hatten, als Beiträge zu kassieren, Zeitungen weiterzureichen oder für in-

haftierte Genossen zu sammeln. Neben den Freiheitsstrafen wurde vielen für Jahre der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auferlegt; Schuster für zehn Jahre.

Hinter jedem Namen steht ein Lebensweg, den die Akte nur in dürren Personalien andeutet. Der jüngste Angeklagte, der Maschinist Anton Stanek, war 1912 geboren und damit gerade 22 Jahre alt, als er verhaftet wurde; der Älteste, der Invalide Friedrich Kwapis, kam 1879 zur Welt und war fast sechzig. Da ist der Bergmann Karl Kropla, geboren 1903 im ostpreußischen Seelesen, der als Politischer Instrukteur von Holthausen sieben Jahre Zuchthaus erhielt; die höchste Strafe nach Schuster. Da ist der Schuhmacher Fritz Engnath, von der Bahnhofstraße und der Ziegeleiarbeiter Walter Steiner, von der Bergstraße, dessen Geständnis das Gericht nur zum Teil gelten ließ, weshalb ihm die Untersuchungshaft nicht voll angerechnet wurde. Es sind Namen, die man in den Adressbüchern und Kirchenbüchern der Stadt wiederfindet. Herner Familien, deren Angehörige heute vielleicht nichts von diesem Kapitel wissen.

Die höchsten Strafen

Name	Strafe	Rolle laut Urteil
August Schuster	15 Jahre Zuchthaus	Leiter des Unterbezirks Herne
Karl Kropla	7 Jahre Zuchthaus	Pol.-Instrukteur Holthausen
Meta Wenzel	6 J. 6 Mon. Zuchthaus	Kassiererin, Schriftenverteilung
Karl Ebrecht / Felix Stanek	je 6 Jahre Zuchthaus	Stadtteil-/Zellenfunktionäre
Wilhelmine Schuster	6 Jahre Zuchthaus	Kurierin, Geldtransporte

Warum diese Akte für Herne wichtig ist

Das Verfahren »Schuster und Genossen« ist mehr als eine Fußnote der Justizgeschichte. Es dokumentiert, dass es in Herne auch nach 1933 organisierten Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur gab. Getragen von einfachen Bergleuten und Arbeitern, ausgeübt unter größter Gefahr und mit findigen Tarnungen. Zugleich führt die Akte vor Augen, mit welcher Wucht der NS-Staat auf diesen Widerstand reagierte: 84 Verurteilte, in zwei Prozessen binnen weniger Maitage 1935. Zusammengenommen viele Jahrzehnte Zuchthaus. Dass ausgerechnet die Altenhöfener Straße, an der heute unser Archiv liegt, in diesen Akten immer wieder auftaucht, macht die Geschichte für unseren Verein besonders greifbar.

Wie hoch der Preis dieses Widerstands war, zeigt das Schicksal des Ehepaars Schuster. August Schuster starb am 22. Dezember 1944, nach neun Jahren Haft im Zuchthaus Butzbach, unter ungeklärten Umständen. Seine Frau Wilhelmine, genannt »Mimmi«, 1941 aus dem Zuchthaus entlassen und zur Schwerstarbeit in der Kohlenwäsche einer Zeche gezwungen, wurde im September 1944, im Rahmen der »Aktion Gewitter«, erneut verhaftet und in das Konzentrationslager Ravensbrück verschleppt, wo sie am 13. Februar 1945, nur wenige Wochen vor der Befreiung Hernes, an Hunger und Typhus starb. Beide kehrten nicht nach Herne zurück. Ihre Tochter Erna hatte nicht einmal ein Grab, an dem sie trauern konnte.

An August und Wilhelmine Schuster erinnert seit dem 21. Februar 2026 ein sichtbares Zeichen: An diesem Tag verlegte die DGB-Geschichtswerkstatt Herne vor ihrem letzten Wohnhaus, an der Altenhöfener Straße 47, zwei Stolpersteine – »Im Arbeiterwiderstand gegen Krieg und Faschismus«. Es geschah nur wenige Hausnummern von unserem Vereinsarchiv entfernt. Damit hat der nüchterne Aktenvorgang, den dieser Beitrag nachzeichnet, seinen Ort in der Stadt zurückerhalten. Die vollständigen Namenslisten beider Urteile, mit Beruf, Wohnort, Geburtsdaten und Strafmaß, sind im Vereinsarchiv einsehbar. Wer unter den Genannten Vorfahren oder Nachbarn früherer Generationen vermutet, ist eingeladen, sich an die Geschäftsstelle zu wenden.

Lukas Berger



Wenn die KI die Kurrentschrift liest

Heredis bringt eine neue Software-Version mit KI-gestützter Lesehilfe für historische Handschriften heraus.

Wer schon einmal versucht hat, einen Kirchenbucheintrag aus dem 18. oder 19. Jahrhundert zu entziffern, kennt das Problem: Verblasste Tinte, ungewohnte Schriftzüge, Kurrentschrift oder Sütterlin, an denen selbst geübte Leser verzweifeln können. Genau hier setzt die neue Version von Heredis an. Am 8. September 2026 hat der französische Software-Hersteller sein Genealogie-Programm Heredis 2027 veröffentlicht, mit einer KI-basierten Funktion zur Texterkennung als wichtigster Neuerung.

KI-Lesehilfe: Was steckt dahinter?

Die neue Funktion »KI-Lesehilfe« transkribiert hochgeladene Scans handschriftlicher Dokumente automatisch. Dabei bleibt es nicht bei der reinen Texterkennung: Die KI filtert zusätzlich Schlüsselelemente wie Namen, Daten und Orte heraus und stellt sie strukturiert dar. Ist ein Dokument fremdsprachig, übersetzt das Programm es ins Deutsche. Die Ergebnisse lassen sich anschließend direkt in die eigene Heredis-Datei übernehmen: Die herausgefilterten Personen, Ereignisse und weiteren Angaben können dort unmittelbar neu angelegt oder, falls sie bereits vorhanden sind, vervollständigt werden.

Nach Angaben des Herstellers handelt es sich um eine französische KI-Lösung, die DSGVO-konform arbeitet und nach SOC 2 Typ II zertifiziert ist; ein Standard, der unter anderem die Datensicherheit bei der Verarbeitung von Kundendaten bescheinigt. Liudmila Golob, Co-Geschäftsführerin und Product Ownerin bei Heredis, beschreibt den Anlass für die Entwicklung so: Familienforscher würden bei historischen Handschriften, zumal in fremder Sprache, schnell „an ihre Grenzen stoßen“, KI-Technologie könne hier bereits wertvolle Hilfe leisten.

Die Nutzung ist an ein Guthaben-System gekoppelt: Ein Credit deckt die komplette Transkription einer Seite ab, inklusive Analyse und gegebenenfalls Übersetzung. Jeder Nutzer von Heredis 2027 – ob Demo- oder Vollversion – erhält drei Credits kostenlos; darüber hinaus lassen sich Credits im Online-Shop nachkaufen: 20 Stück für 9,99 €, 100 für 39,99 € oder 350 für 99,99 €. Wer im großen Paket kauft, zahlt umgerechnet knapp 29 Cent pro Seite statt rund 50 Cent im kleinsten Paket.

Die KI-Lesehilfe im Einsatz: ein Taufeintrag von 1818 in Kurrentschrift, transkribiert und ausgewertet. Die Software selbst stuft die Lesbarkeit als »mäßig« ein – die wichtigsten Angaben konnte sie dennoch extrahieren.

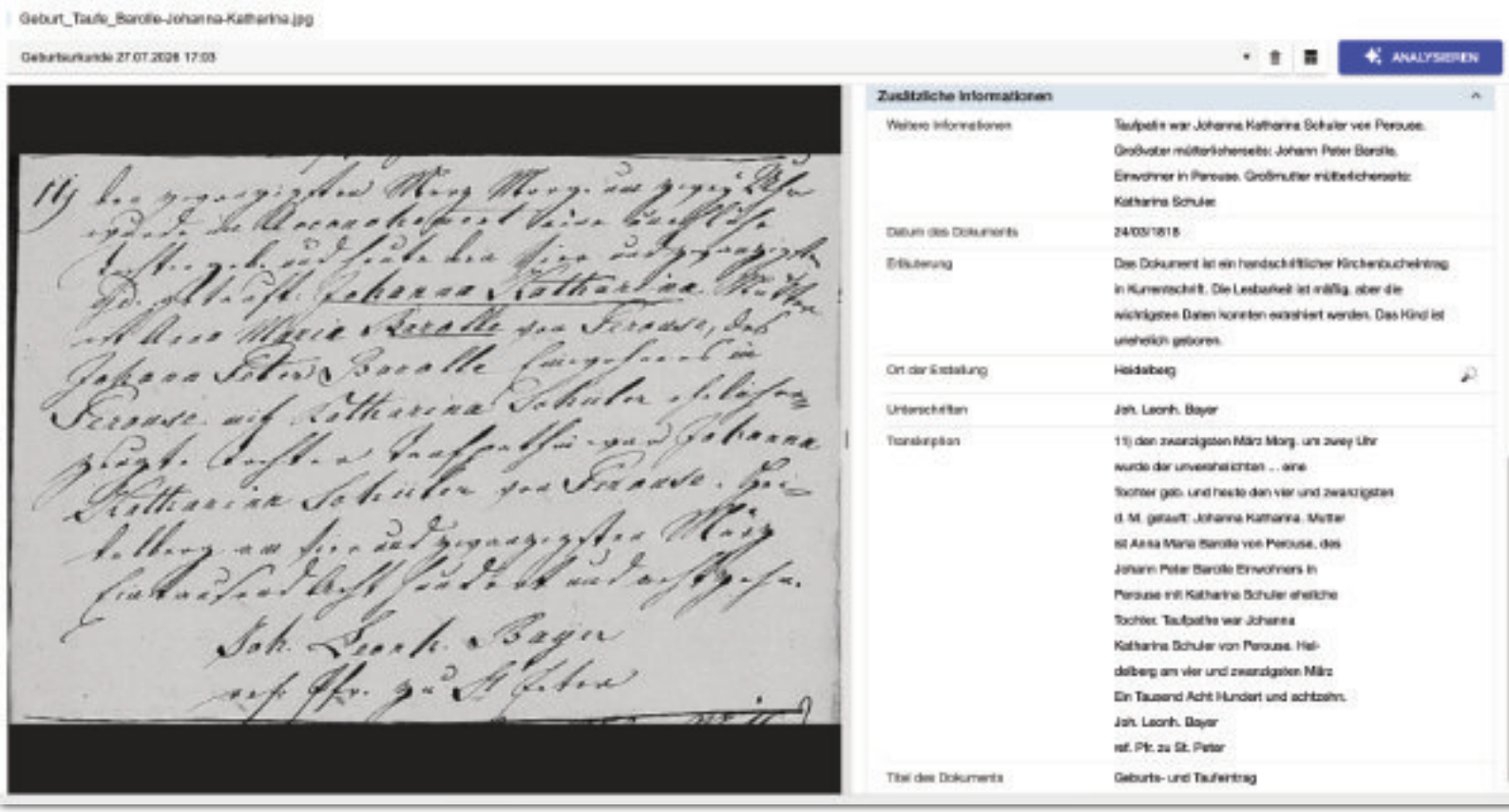
KI erobert die Ahnenforschung

Heredis ist nicht der erste Anbieter, der auf künstliche Intelligenz zur Entzifferung historischer Handschriften setzt. Die Plattform Transkribus etwa, bietet schon seit Jahren KI-Modelle speziell für Kurrentschrift, Sütterlin und über hundert weitere historische Schriften an und wird nach eigenen Angaben von mehr als 500.000 Nutzern weltweit eingesetzt, die zusammen über 200 Millionen Seiten verarbeitet haben. Auch der genealogische Großanbieter FamilySearch hat seine »Volltext Suche« seit 2024 mit generativer KI ausgestattet, um bislang unindexierte Archivbestände durchsuchbar zu machen.

Für Familienforscher sinkt damit die Hürde, alte Schriften selbst lesen zu müssen. Ersetzen kann die KI die eigene Quellenkritik aber nicht. Gerade bei schwer lesbaren, mehrdeutigen oder beschädigten Dokumenten bleibt der geschulte Blick unverzichtbar, wie auch das oben gezeigte Beispiel zeigt, bei dem die Software ihre eigene Lesbarkeitseinschätzung mitliefert.

Weitere Neuheiten in Heredis 2027

Neben der KI-Lesehilfe bringt die neue Version auch eine umfassendere Selbstprüfung der eigenen Datei mit. Unter »Analyse meiner Genealogie« stehen drei Werkzeuge zur Verfügung: Eine technische Kontrolle der Datei mit der Möglichkeit, gefundene Fehler automatisch reparieren zu lassen. Eine dateiübergreifende Konsistenzprüfung von Datumsangaben und Verwandtschaftsbeziehungen sowie verschiedene genealogische Kontrollen, mit denen sich fehlende oder doppelte Datensätze aufspüren und bereinigen lassen.



Die KI-Funktion an dem Beispiel eines Taufeintrags.

Praktisch für den Alltag: Mehrseitige Urkunden lassen sich künftig direkt in Heredis zu einem Bild-Dokument zusammenfügen. Die Windows-Version wurde zudem auf eine 64-Bit-Architektur umgestellt. Was vor allem bei umfangreichen Stammbäumen die Verwaltung erleichtern soll. Auch die Heredis-Apps für Android und iOS erscheinen in aktualisierter Fassung und der Schulungs-USB-Stick »Kompaktwissen« wächst um drei weitere Videos zu den Neuerungen von Heredis 2027.

Zur Firma: Wer steckt hinter Heredis?

Heredis wurde 1994 von Bernard und Sylvette David in Montpellier gegründet und zählt seit über 30 Jahren zu den bekanntesten Genealogie-Programmen im französischsprachigen Raum. 2014 übergaben die Gründer das Unternehmen an die eigene Belegschaft; seitdem firmiert Heredis als SCOP, eine französische Form der Arbeitnehmer-Genossenschaft. Die deutsche Sprachversion gibt es seit Dezember 2019. Heute bietet die Software, nach Herstellerangaben, mehr als 200 Funktionen für Windows und Mac. Von der Ahnensuche über die Verwaltung genealogischer Daten bis zur Erstellung von Stammbäumen und Familienbüchern.



Preise im Überblick

Heredis 2027 für Windows kostet 59,99 € im Erstkauf, beziehungsweise 29,99 €, als Umstieg von einer Vorversion. Die Mac-Version schlägt mit 64,99 €, beziehungsweise 39,99 € zu Buche. Die App für iOS und Android kostet jeweils 9,99 €, der USB-Stick »Kompaktwissen« 19,99 €, zuzüglich Versand. Die KI-Lesehilfe wird separat abgerechnet (siehe oben). Weitere Informationen sowie eine kostenlose, auf 50 Personen begrenzte Demoversion gibt es unter https://home.heredis.com/de.

Interessant auch für uns

Für alle, die sich im Verein mit alten Kirchenbüchern, Urkunden oder Akten in Kurrentschrift beschäftigen; etwa in laufenden Transkriptionsprojekten oder beim monatlichen Familienforschungs-Stammtisch, dürfte diese Entwicklung von Interesse sein. Wer die neue KI-Lesehilfe bereits ausprobiert hat oder eigene Erfahrungen mit KI-gestützter Texterkennung teilen möchte, ist herzlich eingeladen, dies beim nächsten Stammtisch mitzubringen.

Wir werden die KI-Lesehilfe bei einem der nächsten Familienforschungs-Stammtische gemeinsam ausprobieren. Wer ein eigenes schwer lesbares Dokument hat – etwa einen Kirchenbucheintrag in Kurrentschrift –, kann es gerne mitbringen; die drei kostenlosen Credits, die jede Heredis-2027-Version mitliefert, reichen für einen ersten Test. Wir sind gespannt, wie gut sich die KI an echten Unterlagen schlägt.



Thorsten Schmidt

Lasst uns die Erinnerung nicht verlieren!

Ein Brief aus Übersee, eine Atelierfotografie, ein vergilbter Reisepass: So bescheiden solche Stücke wirken, sie enthalten Auskünfte, die in keinem Amtsarchiv stehen. Der Historiker Hugo Javier Freitas (Buenos Aires) über Familienarchive als Quelle einer Geschichte von unten – und darüber, was verloren geht, wenn niemand mehr nachfragt, wer auf dem Bild zu sehen ist.

Die alten Griechen stellten sich das Vergessen als einen Fluss vor: den Lethe. Wer von seinem Wasser trank, verlor die Erinnerung. Ihm gegenüber stand Mnemosyne, die Verkörperung der Erinnerung und Mutter der Musen.

In einer Zeit, in der Millionen von Fotografien auf Mobiltelefonen gespeichert, ganze Dokumentenbestände digitalisiert werden und ein großer Teil unserer Korrespondenz keine materiellen Spuren mehr hinterlässt, gewinnen alte Familienarchive zunehmend an Bedeutung. Gerade deshalb werden ihre Bewahrung und zugleich ihre Digitalisierung immer notwendiger: nicht nur, um sie vor dem natürlichen Verfall zu schützen und für kommende Generationen zu erhalten, sondern auch, um ihnen im Licht neuer Fragen, Kontexte und Deutungen immer wieder neue Bedeutung zu verleihen.

Da eine der wichtigsten Aufgaben des Historikers darin besteht, Erinnerung zu bewahren und aus der Gegenwart heraus eine Deutung der Vergangenheit weiterzugeben, kommt der Erhaltung solcher Quellen heute eine besondere Bedeutung zu.

So bescheiden sie auch erscheinen mögen: Briefe, Fotografien, Reisepässe, Urkunden, Familienbücher, Postkarten und kleine private Dokumente können einzigartige Informationen über Menschen, Beziehungen und Erfahrungen enthalten, die in keinem offiziellen Archiv festgehalten wurden.

Sowohl die Geschichte vergangener als auch diejenige gegenwärtiger Migrationsprozesse wird häufig anhand großer Zahlen, Statistiken, Volkszählungen, Hafenregister, Verwaltungsunterlagen und anderer amtlicher Quellen rekonstruiert. Diese Quellen sind unverzichtbar, weil sie es ermöglichen, das Ausmaß von Wanderungsbewegungen zu erfassen und sie in einen größeren Zusammenhang einzuordnen. Wenn wir uns jedoch der konkreten Erfahrung der Menschen nähern wollen, die ausgewandert sind – ihren Entscheidungen, Ängsten, familiären Bindungen und den Formen, in denen Erinnerung bewahrt wurde –, erhalten Familienarchive einen besonderen Wert.

Ein Brief, eine Fotografie, eine Geburtsurkunde, ein Reisepass oder auch nur eine kurze, über Jahrzehnte aufbewahrte Notiz können Hinweise liefern, die in staatlichen Archiven nicht zu finden sind. In Verbindung mit anderen Quellen ermöglichen solche Dokumente die Rekonstruktion individueller und familiärer Lebenswege von großer historischer Aussagekraft.

Bei meiner eigenen Arbeit über die europäische Migration an den Río de la Plata habe ich immer wieder festgestellt, dass Familiengeschichten nur selten an einem einzigen Ort überliefert sind. Sie liegen verstreut zwischen amtlichen Dokumenten, mündlich weitergegebenen Erinnerungen, Fotografien, Kirchenbüchern, Passagierlisten und Papieren, die über Generationen hinweg in Familienschubladen aufbewahrt wurden. Die Aufgabe des Historikers besteht gerade darin, diese Fragmente miteinander zu verbinden, sie in ihrem Kontext zu verstehen, zu deuten und weiterzugeben.

Briefe: Distanz, Nähe und Information

Unter den familiären Quellen nehmen Briefe einen besonders wichtigen Platz ein. Über Jahrzehnte hinweg gehörten sie zu den wenigen Mitteln, mit denen diejenigen, die ausgewandert waren, die Verbindung zu den in Europa zurückgebliebenen Angehörigen aufrechterhalten konnten.

In ihnen finden sich nicht nur persönliche Nachrichten, sondern auch Hinweise auf Arbeit, Löhne, Lebensbedingungen, Krankheiten, Geburten, Todesfälle, Reisen, wirtschaftliche Schwierigkeiten und die Hoffnung auf eine Rückkehr. Selbst das Schweigen kann aufschlussreich sein: Was nicht erzählt, beschönigt oder bewusst ausgelassen wurde, gehört ebenfalls zur Migrationserfahrung.

Briefe helfen zudem zu verstehen, wie sich eine Familie das Zielland vorstellte. Für die in Europa Zurückgebliebenen konnte Amerika zugleich Hoffnung, Unsicherheit und kaum fassbare Ferne bedeuten. Dieses Bild entstand vielfach aus den Nachrichten, die mit der Post eintrafen.

Aus historischer Sicht eröffnen solche Briefe einen Zugang zur emotionalen Dimension der Migration. Hinter jedem in einem Hafenregister verzeichneten Ankunftsdatum stand eine Familie, die auf Nachricht wartete.



Fotografien als historische Dokumente

Familienfotografien sind eine weitere außerordentlich wertvolle Quelle. Oft betrachten wir sie lediglich als persönliche Erinnerungsstücke; zugleich können sie jedoch historische Dokumente sein.

Kleidung, Aufnahmeort, Gegenstände im Bild, das ungefähre Alter der abgebildeten Personen oder eine handschriftliche Notiz auf der Rückseite, können entscheidende Hinweise liefern.

In Migrantenfamilien hatte die Fotografie zudem eine besondere Funktion: Sie zeigte den Menschen auf der anderen Seite des Atlantiks, wie sich jemand verändert hatte, wie eine Familie gewachsen war oder welche gesellschaftliche Stellung ein Auswanderer nach Jahren der Arbeit erreicht hatte.

Manche Fotografien überquerten den Ozean mehr als einmal. Sie wurden von Amerika nach Europa geschickt, dort von Angehörigen aufbewahrt und Jahrzehnte später von Nachkommen kopiert oder wiederentdeckt. Jede dieser Aufnahmen besitzt daher zwei Geschichten: die Geschichte der Menschen, die auf ihr zu sehen sind, und die Geschichte der Fotografie selbst als Gegenstand, der zwischen Generationen und Kontinenten zirkulierte.

Amtliche Dokumente im Familienarchiv

Auch amtliche Dokumente überleben häufig nur, weil Familien sie aufbewahren.

Geburts- und Heiratsurkunden, Bescheinigungen, Reisepässe, Ausweise oder Unterlagen zur Einwanderung ermöglichen es, Daten und Orte mit großer Genauigkeit festzustellen. Ihren eigentlichen Wert entfalten sie jedoch oft erst im Vergleich mit anderen Quellen.

Ein in einer Personenstandsurkunde eingetragenes Datum kann mit einer Passagierliste, einem Kirchenbucheintrag oder einer Familienfotografie abgeglichen werden. Auf diese Weise beginnen einzelne Stücke, die zunächst isoliert erscheinen, Teil derselben Geschichte zu werden.

Mitunter lassen sich aus scheinbar routinemäßigen Dokumenten wichtige familiäre Entscheidungen ablesen: Wohnortwechsel, Einbürgerungen, Eheschließungen zwischen Angehörigen verschiedener Migrantengemeinschaften, oder Veränderungen in der Schreibweise eines Familiennamens.

Familienarchive machen damit etwas sichtbar, das Verwaltungsgeschichte häufig verdeckt: die alltägliche Anpassung von Einwanderern an eine neue Gesellschaft.

Mündliche Erinnerung

Neben schriftlichen Dokumenten und Fotografien gibt es eine weitere grundlegende Quelle: die mündliche Erinnerung.

Geschichten, die von Großeltern und Urgroßeltern weitergegeben wurden, können Informationen bewahren, die nie schriftlich festgehalten wurden. Ortsnamen, Gründe für die Auswanderung, Reisen, Berufe, Konflikte oder Anekdoten können dank dieser Weitergabe über Jahrzehnte fortleben.

Natürlich ist Erinnerung keine exakte Kopie der Vergangenheit. Sie kann Daten verändern, Personen verwechseln oder Ereignisse vereinfachen. Das macht sie jedoch nicht wertlos.

Für den Historiker muss die familiäre Erinnerung mit anderen Quellen abgeglichen werden. Stimmt sie mit Dokumenten, Registern oder Presseberichten überein, kann sie eine große Erklärungskraft entfalten. Und wenn sie nicht übereinstimmt, ist auch diese Differenz interessant, weil sie zeigt, wie eine Familie ihre eigene Deutung der Vergangenheit aufgebaut und weitergegeben hat.

Gewöhnliche Lebenswege rekonstruieren

Einer der Aspekte, die mich an Familienarchiven besonders interessieren, ist ihre Fähigkeit, Menschen wieder in den Mittelpunkt zu rücken, die in den großen historischen Erzählungen nur selten vorkommen.

Die meisten Einwanderer waren weder Politiker noch bekannte Unternehmer oder öffentliche Persönlichkeiten. Es waren Bauern, Handwerker, Arbeiter, kleine Händler, Seeleute, Mütter und junge Menschen, die ihre Herkunftsorte verließen, um neue Möglichkeiten zu suchen.

Ihre Lebenswege hinterließen kleine und verstreute Spuren.

Eine Unterschrift in einem Register, eine Atelierfotografie, ein Brief, eine Heiratsurkunde



Porträt von Elvira Contiñas, um 1920.



Porträt von Jesús Alonso, um 1920.

oder die Erinnerung, die ein Enkel weitergibt, können die einzigen erhaltenen Spuren einer viel umfassenderen menschlichen Erfahrung sein.

Gerade deshalb ist die Bewahrung solcher Materialien so wichtig. Familienarchive ermöglichen eine Geschichte von unten, in der große Migrationsprozesse durch die Entscheidungen und Erfahrungen konkreter Menschen sichtbar werden.

Heute bewahren, morgen erforschen

Viele Familien besitzen Dokumente, deren historischen Wert sie nicht kennen.

Nicht identifizierte Fotografien, alte Briefe, Bescheinigungen, Familienbücher oder Migrationsdokumente mögen auf den ersten Blick keinen praktischen Nutzen mehr haben. Für künftige Generationen können sie jedoch zu unersetzlichen Zeugnissen werden.

Deshalb ist es wichtig, solche Materialien zu bewahren, die abgebildeten Personen möglichst zu identifizieren, bekannte Daten und Orte zu notieren und besonders gefährdete Stücke zu digitalisieren.

Ebenso wichtig ist es, mit den älteren Mitgliedern einer Familie zu sprechen, solange sie noch erklären können, wer auf einer Fotografie zu sehen ist oder welche Geschichte hinter einem bestimmten Dokument steht.

Eine einfache Notiz, die heute hinzugefügt wird, kann verhindern, dass morgen ein Teil der Familienerinnerung endgültig verloren geht.

Zwischen privater Erinnerung und kollektiver Geschichte

Familienarchive liegen an einer Schnittstelle zwischen privater Erinnerung und kollektiver Geschichte.

Jeder Brief wurde für einen bestimmten Menschen geschrieben. Jede Fotografie gehörte ursprünglich zu einer Familie. Jedes Dokument entstand aus einem konkreten Anlass.

Werden diese Materialien jedoch gemeinsam untersucht, helfen sie, sehr viel größere Phänomene zu verstehen: Auswanderung, Arbeit, kulturelle Anpassung, die Entstehung neuer Gemeinschaften und die Fortdauer der Bindungen an die Herkunftsorte.

In diesem Sinne ist die Geschichte einer Familie niemals nur die Geschichte einer Familie.

In ihr finden sich Fragmente der Geschichte einer Stadt, einer Region und in vielen Fällen sogar der Beziehungen zwischen ganzen Kontinenten.

Familienarchive erinnern uns daran, dass auch die große Geschichte aus kleinen Dokumenten und aus den Lebenswegen gewöhnlicher Menschen besteht.



Hugo Javier Freitas

Historiker, Geschichtslehrer und Schriftsteller · Buenos Aires



Räumung eines »Conventillo« in Buenos Aires, um 1910. Solche Mietskasernen prägten den Alltag vieler europäischer Einwanderer unter oftmals schwierigen Lebensbedingungen.

In eigener Sache

Was Hugo Javier Freitas für den Río de la Plata beschreibt, gilt genauso für Herne und Wanne-Eickel. Auch hier liegen in Schubladen, Kellern und auf Dachböden Fotografien, Briefe und Urkunden, die in keinem Amtsarchiv stehen und deren größtes Risiko nicht der Verfall ist, sondern die Wohnungsauflösung. Deshalb unsere Bitte: Setzt euch mit euren Eltern und Großeltern zusammen und beschriftet eure Familienfotos, solange noch jemand da ist, der die Gesichter kennt. Name, Ort, ungefähres Jahr, der Anlass, mehr braucht es nicht, und ein weicher Bleistift auf der Rückseite genügt. Und wenn ein Nachlass geräumt wird: Denkt an uns, bevor die alten Papiere in den Container wandern. Wir sichten, beraten und übernehmen gern, auf Wunsch digitalisieren wir Ihre Unterlagen auch und geben die Originale zurück.

Archiv des Historischen Vereins Herne / Wanne-Eickel e. V., Altenhöfener Straße 31, 44625 Herne.

info@hv-her-wan.de

»Ich bin Büdchen«

Tach! So heißt das erste Kapitel dieses Buches, und so klingt es auch weiter: direkt, herzlich und ohne Umwege. Verena-Kristina Kirchberg ist gelernte Zierpflanzengärtnerin. Sie ist in Bremen geboren, in Köln aufgewachsen und lebt seit über zwanzig Jahren in Duisburg. Am 10. Oktober 2018 hat sie, zusammen mit Jürgen Bruckmann, »bruckis büdchen« in Duisburg-Hochheide eröffnet. Der Name setzt sich aus ihren beiden Nachnamen zusammen. Dass es ein »Büdchen« wurde und keine »Bude«, verdankt sich ihrer rheinischen Heimat.

Für einen Geschichtsverein ist schon das erste Kapitel ein kleiner Schatz. Kirchberg erzählt darin die Geschichte ihrer Trinkhalle an der Kirchstraße, die es seit über 50 Jahren gibt. Jürgens Mutter und Schwester gründeten sie im Erdgeschoss des Elternhauses als Frittenbude mit Trinkhalle, samt Flipper und Donkey-Kong-Automat. Der Vater betrieb auf demselben Grundstück eine Ankerwickelei. Später wurde der Laden verpachtet, und ein Pächter ließ einen Schalter mit Schiebefenster einbauen. Seitdem ist das Büdchen eine »nicht begehbare« Trinkhalle, bei der die Kundschaft im Flur vor der Scheibe bleibt. Als der letzte Pächter 2018 beschloss, in Kanada Gold zu schürfen, fragte Jürgen ganz trocken: »Haste Bock auf Trinkhalle?« Sie hatte.

Es folgen 36 kurze Kapitel über Menschen vor dem Schiebefenster. Da ist Johanna, drogenabhängig und meist »richtig schräg drauf«. Bei einem Kaffee im Büdchenflur fühlt sie sich von Löwen verfolgt und schleudert ihre Taschen, als »Löwenabwehr«, auf den Bürgersteig. Kirchberg bleibt ruhig, spielt mit und bittet sie am Ende freundlich, die »Munition« wieder einzusammeln. Eine Mutter will wissen, welche Capri-Sonne die meisten Vitamine hat und eine hektische Stammkundin kauft Duschgel, Klopapier und Kaugummi, bis sich herausstellt, womit sie ihr Geld verdient. Kirchberg kommentiert das mit ihrem trockenen Humor: »Es passieren hier täglich so verrückte Dinge, dat nimmste dann einfach nur noch zur Kenntnis.«

Kirchberg schreibt, wie sie spricht: Ruhrdeutsch, geduzt und mit viel Selbstironie. Dahinter steht eine klare Haltung. Sie will zuhören, die Menschen »da abholen, wo sie stehen«, und ihnen auf Augenhöhe begegnen. Sie macht sich nicht lustig über ihre Kundschaft; auch nicht über die, die am Rand stehen. Nur bei Unhöflichkeit versteht die selbsternannte »Freundlichkeitsministerin« keinen Spaß. So wird das Büdchen zu dem, was es im Revier immer war: Ein Treffpunkt, eine Anlaufstelle und manchmal das Wohnzimmer des Viertels.

Ein Hinweis im Impressum verdient Beachtung: Einige Namen und Ereignisse wurden verfremdet, zum Schutz der Personen und »für den dramatischen Effekt«. Das Buch ist also erzählte Erinnerung und keine Dokumentation. Wer es als Quelle nutzt, sollte das wissen.

Buden gibt es im Ruhrgebiet, und damit auch in Herne und Wanne-Eickel, seit Generationen. Doch viele sind verschwunden. Kirchberg hat aufgeschrieben, was sonst niemand festhält, nach eigenen Worten »für euch und die Nachwelt«. Ein kurzweiliges, warmherziges Buch, das man am besten mit einem Pilsken vonne Bude daneben liest.



Thorsten Schmidt

Verena-Kristina Kirchberg:



Ich bin Büdchen. Vom echten Leben zwischen Bömskes und Bier.

Mit 10 Fotografien von Heike Sterthoff.

Kösel-Verlag, München 2026.

144 Seiten, gebunden.

ISBN 978-3-466-37372-7

18,00 Euro.

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
www.hv-her-wan.de

Hiermit beantrage ich / beantragen wir die Aufnahme in den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.

Name:	**Vorname:**
Straße/Hausnummer:	**PLZ / Ort:**
Telefon:	**E-Mail:**

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung des Vereins in der jeweils letzten von der Mitgliederversammlung beschlossenen Fassung. Die Satzung kann auf https://hv-her-wan.de und in der Geschäftsstelle eingesehen werden.

Den jährlich fälligen Beitrag zahle ich:

☐ per SEPA-Lastschriftmandat (siehe Rückseite)

☐ per Überweisung

☐ Ich/wir möchte(n) meinen/unseren Jahresbeitrag um _____ Euro erhöhen.

☐ Ich / wir willige/n ein, dass mich / uns der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. per E-Mail über alle Belange des Vereins informiert. Meine / Unsere Daten werden ausschließlich zu diesem Zweck genutzt. Eine Weitergabe an Dritte erfolgt nicht. Ich kann / wir können die Einwilligung jederzeit per E-Mail an info@hv-her-wan.de, per Brief an die Geschäftsstelle, oder durch Nutzung des in den E-Mails enthaltenen Abmeldelink widerrufen.

Ort, Datum Unterschrift

Satzung: https://hv-her-wan.de/kwt7

Datenschutzsatzung: https://hv-her-wan.de/kwa7

Mitgliedsbeitrag: https://hv-her-wan.de/kwr7

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. – Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN

Zahlungsempfänger

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Fon: (02323) - 1 89 81 87 Fax: (02323) 1 89 31 45

Gläubiger-Identifikationsnummer:
DE38ZZZ00001792815

Mandatsreferenz: _____ (wird vom Verein ausgefüllt)

Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wenn das Konto nicht die erforderliche Deckung aufweist, besteht seitens des kontoführenden Geldinstituts keine Verpflichtung zur Einlösung. Bei Nichteinlösung gehen die entstehenden Gebühren zu meinen Lasten.

.....

Vor- und Nachname KontoinhaberIn

.....

Straße und Hausnummer

.....

PLZ und Wohnort

.....

Kreditinstitut (Name und IBAN)

DE _ _ I _ _ _ _ I _ _ _ _ I _ _ _ _ I _ _ _ _ I _ _

.....

Ort, Datum Unterschrift

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. – Schillerstraße 18 – 44623 Herne

Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Kartoffelernte von Hand, 10. September 1959.

Berkeler Geschichten

Kartoffelernte in früherer Zeit

Auf unserem Bauernhof war die Kartoffelernte eine besondere Arbeit. Das Auflesen wurde in der Hauptsache von uns Kindern gemacht.

Ein Erwachsener kam mit einem Pferd und Pflug auf das Feld. Hier wurde reihenweise die Kartoffeln an die Oberfläche gebracht. Dann kam das Auflesen.

Wie schon gesagt wurde die Arbeit fast immer von Kindern gemacht. Sie bekamen auch weniger Lohn als die Erwachsenen. Sie konnten auch das lange Bücken besser aushalten, als die Großen.

So ging es meist drei bis vier Tage vorwärts.

Erwähnen möchte ich noch, dass nachmittags von meiner Mutter meistens ein Streuselkuchen aufs Feld gebracht wurde. Alle Hilfen freuten sich sehr darüber.

Als das Auflesen beendet war, durften auch alle Berkeler sich noch die Reste, die im Boden geblieben waren, auflesen und mit nach Hause nehmen. Diese Arbeit nannte man »Stoppeln«.

Die Leute kamen mit Hacke und Harke auf das Feld und haben teilweise noch viel gefunden.

Sommerzeit (Juli 2026)

Ich erinnere mich nicht daran, je so einen heißen Sommer schon mal erlebt zu haben. Die Höchsttemperaturen kletterten bis auf 40°. Für uns im Ruhrgebiet etwas noch nicht Dagewesenes.

Wir versuchen, uns mit leichter Garderobe zu helfen. Selbst im Schatten finden wir keine Erleichterung. Es hat seit Wochen nicht mehr geregnet. Alle Tiere, die draußen leben, suchen nach Wasser.

Der Rasen ist schon komplett verbrannt. Wir alle müssen versuchen, Wasser einzusparen. Zum Beispiel kein Auto waschen, weniger duschen und auch im Haushalt sparsam mit Wasser umgehen

Bei zu häufigem Waschen kann auch Wasser eingespart werden. Der eine oder andere läuft schon mal mit einem schwarzen Hals rum 😉.

Wir sehen mal wieder, wie machtlos wir Menschen sind und dass eine höhere Gewalt uns helfen muss, worauf wir dringend warten.



Gerdi Kernbach-Tinnemann



Zwangsehe oder Schnee von gestern? Warum wir das Feindbild beerdigen und zusammenhalten müssen

Ein Zwischenruf von einer jungen Hernerin

Wenn ältere Generationen bei uns über Lokalpolitik oder Heimatgeschichte diskutieren, dauert es meist keine zehn Minuten, bis dieses eine Wort fällt: Die »Zwangsehe«. Man spürt sofort diesen eigentümlichen Unterton aus gekränkter Ehre, Nostalgie und jahrzehntealtem Trotz. Auf der einen Seite Herne, auf der anderen Seite Wanne-Eickel. Als 17-Jährige, die kurz vor dem Abitur steht und sich durch den Geschichtskurs arbeitet, sitze ich oft daneben und verstehe die Welt nicht mehr: Worüber streitet ihr hier eigentlich seit über fünfzig Jahren?

Meine Perspektive: Ich kenne nur ein einziges Herne. Vielleicht liegt es an meinem Geburtsjahrgang? Aber für mich und meine Mitschülerinnen und Mitschüler existiert diese Grenze im Kopf schlichtweg nicht. Ich bin in einer vereinten Stadt groß geworden. In meinem Personalausweis steht »Herne«, auf meinem Schülerticket steht »Herne« und wenn mich jemand im Urlaub fragt, woher ich komme, sage ich ganz selbstverständlich: »Aus Herne.«

Für meine Generation ist Herne kein künstliches Gebilde, sondern unsere Heimatstadt – mit ihren ganz unterschiedlichen Vierteln. Genauso, wie Berlin Kreuzberg, Spandau und Neukölln hat, so hat unsere Stadt eben Sodingen, Holthausen, Röhlinghausen, Horsthausen, Eickel und Wanne. Wenn dann Erwachsene mit ernster Miene erklären, dass »die da drüben« eigentlich das Feindbild sind, klingt das für mich ehrlich gesagt völlig absurd und weltfremd.

Richtig oder falsch? Heute schlichtweg egal!

Machen wir uns doch bitte einmal ehrlich: Ob die Entscheidung des Landtags bei der Gebietsreform Mitte der 1970er Jahre nun ein genialer Schachzug, oder ein bürokratischer Schildbürgerstreich war, **ist heute vollkommen egal.**

Diese Diskussion führt zu gar nichts. Geschichte kann man erforschen, verstehen und einordnen. Aber man kann die Zeit nicht um fünfzig Jahre zurückdrehen. Die Fusion ist Realität. Sie ist geltendes Recht und sie lässt sich nicht mehr ändern. Wer heute noch Energie daran verschwendet, ei-

nem verlorenen Autokennzeichen nachzutrauern oder Schuldige von 1975 zu suchen, kämpft gegen Phantome von gestern.

Schauen wir doch mal nach Sodingen: Bis 1928 war das Amt Sodingen völlig selbstständig, mit eigener Verwaltung, eigenem Stolz und eigener Geschichte. Sitzt dort heute nach fast 100 Jahren noch irgendjemand im Gartenstuhl und jammert rum, dass man damals mit Herne verschmolzen wurde? Niemand. Man schätzt die lokale Identität, pflegt die Siedlungen und lebt völlig gelassen im Hier und Jetzt.

Was uns verbindet: Derselbe Staub, dieselbe Seele

Statt krampfhaft nach Trennendem zu suchen, sollten wir endlich sehen, wie ähnlich wir uns sind.

Die gleichen Wurzeln: Ob Pluto und Unser Fritz auf der einen Seite oder Shamrock und Mont-Cenis auf der anderen. Der Bergbau hat unsere Stadtteile nach denselben Gesetzen geformt. Die Zechenkolonien, die Schrebergärten, die Trinkhallen und die Taubenschläge sehen hüben wie drüben gleich aus. Unsere Urgroßeltern haben auf denselben Schichten geschwitzt und nach Feierabend denselben Staub geschluckt.

Das gleiche Lebensgefühl: Wenn im August Cranger Kirmes ist, fragt am Bierstand unter dem Riesenrad kein Mensch nach Stadtgrenzen. Wir feiern zusammen am Kanal, fluchen über dieselben Staus auf der A42 und erholen uns sonntags im Gysenbergpark.

Die Kultur gehört allen: Ob Mondpalast in Wanne, die Flottmann-Hallen, der Revue-Palast oder das Schloss Strünkede. Das sind keine Trophäen einzelner Lager, sondern Schätze, die diese Stadt erst lebenswert machen.

Der Blick nach vorn: Wir haben Wichtigeres zu tun

Wenn wir schon ein sportliches Gegenüber brauchen, dann doch bitte nicht die eigene Nachbarschaft auf der anderen Seite der Bahngleise! Lasst uns lieber auf Augenhöhe mit Bochum, Essen oder Dortmund konkurrieren.

Unsere Schulen brauchen dichte Dächer, moderne Räume und verlässliche Technik. Wir brauchen funktionierenden Nahverkehr, sichere Radwege, Ausbildungsplätze und Grünflächen, die dem Klimawandel standhalten. Kein marodes Schulgebäude wird schneller saniert, keine Straße repariert und kein Jugendzentrum gerettet, nur weil man zum hundertsten Mal darüber streitet, wer vor einem halben Jahrhundert mehr Schulden in die Stadtkasse mitgebracht hat.

Ein Wort zum Schluss

Ich möchte den Menschen in Wanne-Eickel gar nicht absprechen, dass der Verlust der Selbstständigkeit damals wehgetan hat. Der Name Wanne-Eickel hatte Klang, Stolz und Seele. Das darf und soll man nicht vergessen. Niemand will euch diese Geschichte nehmen, kleinreden oder verbieten. Im Gegenteil: Wanne-Eickel ist Kult, und diese Tradition ist ein riesiger Gewinn für uns alle.

Aber versteht bitte auch unsere junge Perspektive: Wir wollen und können diesen alten Groll nicht erben. Für uns seid ihr keine Fremden und erst recht keine Feinde. Ihr seid unsere Nachbarn, unsere Schulkameraden, unsere Sportvereine und unsere Freunde.

Lasst uns die Geschichte im Verein erforschen und mit Respekt pflegen, aber lasst uns den Alltag von morgen gemeinsam gestalten. Eine Stadt, die sich selbst zerfleischt, verliert die Zukunft. Eine Stadt, die zusammenhält, hat eine Chance.



Emma Schubert

Ludwig Bösser – Hernes wohl streitbarster Stadtverordneter

Der Mann, der Hernes Bürgermeister regelmäßig zur Weißglut brachte.

Die Herner Stadtgeschichte kennt viele Originale. Es gibt die Gründer, die Wohltäter, die Visionäre – und dann gibt es Ludwig Bösser. Wer zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg die Lokalzeitungen aufschlug, kam an ihm kaum vorbei. Mal verklagte er jemanden, mal wurde er verklagt. Mal gewann er eine Wahl, mal focht er sie an. Und wenn gerade kein Prozess anstand, sorgte er wenigstens mit einer öffentlichen Erklärung für Gesprächsstoff.

Geboren wurde er 1852, im hessischen Ziegenhain. Über den Bergbau führte ihn sein Weg nach Herne, wo er im Dezember 1877 die deutlich ältere Witwe Dorothea Sehrbruch, geborene Oberback, genannt Hohage (1838 - 1916), heiratete, eine Frau mit bereits fünf Kindern. Gemeinsam bekam das Paar noch eine Tochter. Aus dem Bergmann wurde später ein Fuhrunternehmer, ein Hausbesitzer an der Höfestraße und ein vereidigter Trichinenbeschauer – ein damals wichtiges Amt zum Schutz der Bevölkerung vor gesundheitsschädlichem Fleisch.



An den Magistrat der Stadt Herne.

Protest, Einspruch und Beschwerde gegen die Stadtverordneten-Wahlen, welche am 21., 22., 23. November für die 3. Abteilung, am 24. für die 2. Abteilung und am 25. für die erste Abteilung stattgefunden haben.

Gründe:

1. Die Wählerliste hat vom 16. September bis 30. September d. J. offengelegen, daraus ging hervor, daß 7 Wähler in der ersten Abteilung wählen, nämlich: 1. Aktiengesellschaft Hibernia, 2. Bergwerksschaft Mansfeld in der Person, 3. Herr Bergrat Behrens, 4. Fabrikbesitzer Brunn, 5. Herr M. Tackenhoff, 6. Herr Direktor Tackenhoff, 7. Herr Bürgervorsteher Cremer. In der 2. Abteilung waren 702 Wähler in der Liste und in der 3. Abteilung 701. Aus dem Amtlichen Organ, der Herner Zeitung, geht hervor, daß in der ersten Abteilung nur 4 zu wählen brauchten und 3 nur gewählt haben; in der 2. Abteilung sollen nur 651 Wähler sein, also 51 weniger, als in der Liste standen; in der 3. Abteilung sollen es nur 6[illegible] gewesen sein, also 5[illegible]—8[illegible] weniger. Der Unterzeichnete hat die Liste selbst eingesehen und am 23. September d. J. Einspruch bei der städtischen Polizeiverwaltung erhoben, weil auch Nichtwahlberechtigte in der Liste standen usw. Am 31. Oktober d. J. wurde von der Stadtverordnetenversammlung der Einspruch abgelehnt, die Wählerliste war also von der Stadtverordnetenversammlung und Magistrat so, wie sie vom 16.—30. September offen gelegen hat, angenommen, denn ich habe keinen weiteren Schritte in der Sache getan, weil alle Herren Stadtverordneten dafür waren, nur ich allein war dagegen.
2. Laut Städteordnung müssen 14 Tage vor der Wahl die Einladungen zu den Wahlen ergehen, dieses ist 4—5 Tage vor der Wahl geschehen.
3. Ist die Bekanntmachung durch das amtliche Organ, daß die Wählerliste offen lagen am 6. September geschehen, und zwar einmal, weiteres nicht wieder.
4. Stehen hier manche Häuser, in denen mehrere Familien wohnen, nicht in der Liste. Trotzdem müssen die Leute bezahlen.
5. Haben Leute gewählt, die in Konkurs sind und keine Steuern bezahlen.
6. Hat der Wahlvorstand Stimmen entgegen genommen, die laut Städteordnung gar nicht gezählt werden können.
7. Die Wahl ist öffentlich und steht es jedem ruhigen und anständigen Bürger gestattet sein, die Stimmen, die abgegeben worden sind, sich notieren zu können.
8. Das Wahlresultat stimmt gar nicht mit den gesprochenen Zahlen. Es sollen laut Plakate gezählt sein [illegible] 5079 Stimmen; es sind aber nur 4939 Stimmen abgegeben.

Vorstehende 8 Punkte beweisen, daß die Wahl nicht richtig verlaufen ist und es bedarf einer neuen Wahl. Ich beantrage hiermit, die Wahl zu kassieren und neu wählen zu lassen.

Herne, den 2. Dezember 1904.

Ludwig Bösser, Stadtverordneter.

General-Anzeiger für Dortmund (05.12.1904)

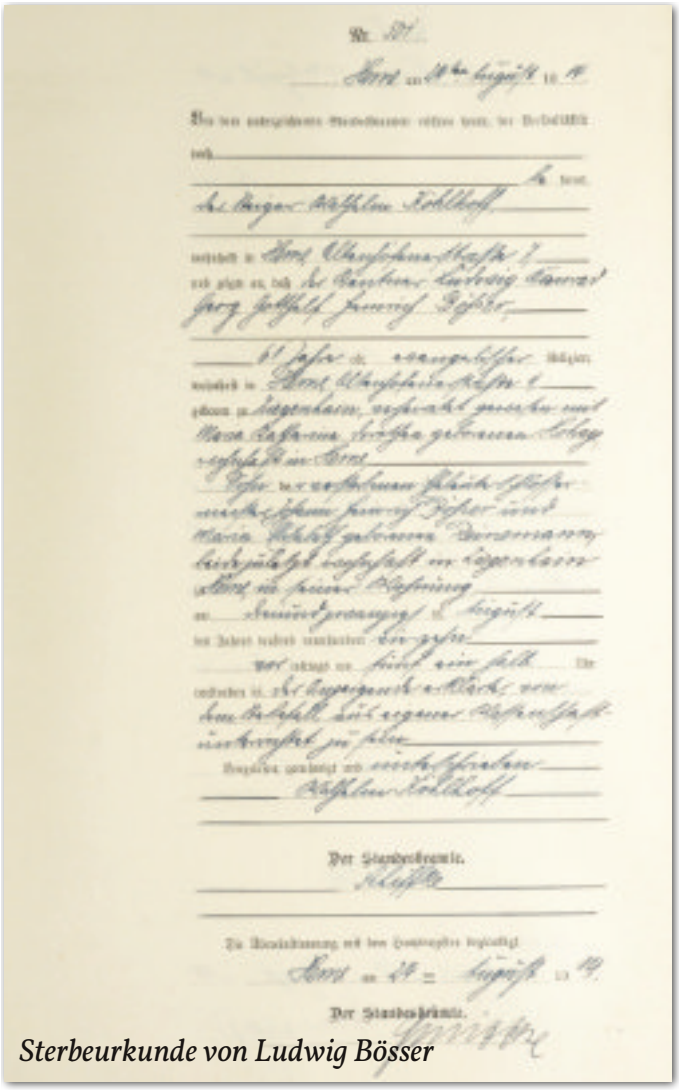
Doch bekannt wurde Ludwig Bösser nicht wegen seiner Fuhrwerke oder seiner Fleischbeschau. Berühmt – oder besser berüchtigt – wurde er als Stadtverordneter mit einer bemerkenswerten Neigung, Konflikte bis zum letzten Atemzug auszutragen.

Seit der ersten Herner Stadtverordnetenversammlung im Jahr 1897 gehörte er dem Rat an. Politisch verstand er sich als Liberaler und betonte immer wieder, seine Treue zu Kaiser und Reich. Gleichzeitig präsentierte er sich gern als Anwalt der »kleinen Leute«, die seiner Ansicht nach von Verwaltung und Honoratioren benachteiligt würden. Damit gewann er durchaus Anhänger; allerdings ebenso entschiedene Gegner.

Wer sich durch die alten Zeitungen arbeitet, stößt beinahe im Jahresrhythmus auf neue Schlagzeilen: Beleidigungsprozesse, Eingaben, Beschwerden, Wahleinsprüche, Revisionsverfahren und öffentliche Auseinandersetzungen. Bürgermeister, Stadtverordnete, Verwaltungsbeamte oder Redakteure – kaum jemand schien vor Bössers scharfzüngigen Angriffen sicher zu sein.

1902 erreichte die Geschichte ihren vorläufigen Höhepunkt. Zunächst wurde Bösser wegen verleumderischer Beleidigung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Kurz darauf bat er Bürgermeister Schaefer öffentlich um Verzeihung, woraufhin der Strafantrag zurückgezogen werden sollte. Wer nun glaubte, der Frieden sei eingekehrt, irrte gewaltig. Weitere Prozesse folgten auf dem Fuße.

Besonders interessant ist dabei der Blick auf die damalige Rechtsprechung. Mehrfach wurde Bösser nach psychiatrischen Gutachten nicht bestraft, weil die Gerichte annahmen, sein Verhalten beruhe auf einer psychischen Erkrankung. Die in den Urteilen verwendeten Begriffe wie »Querulantenwahn« oder »geistige Beschränktheit« entsprechen dem medizinischen Sprachge-



Sterbeurkunde von Ludwig Bösser

brauch ihrer Zeit und lassen sich nicht ohne Weiteres auf heutige Erkenntnisse übertragen. Gleichwohl prägten diese Einschätzungen sein öffentliches Bild nachhaltig.

Dabei blieb Bösser keineswegs politisch bedeutungslos. Im Gegenteil: Trotz aller Skandale erhielt er immer wieder beachtliche Wahlergebnisse. 1906 wurde er sogar erneut mit den meisten Stimmen seiner Wahlklasse in die Stadtverordnetenversammlung gewählt. Auch vor Gericht erzielte er Erfolge. Sein Einspruch gegen mehrere Stadtverordnetenwahlen führte schließlich dazu, dass das Oberverwaltungsgericht in Berlin die Ungültigkeit von elf Wahlen bestätigte – ein bemerkenswerter Vorgang in der kommunalen Geschichte Hernes.

Selbst körperliche Gewalt blieb ihm nicht erspart. 1907 wurde er auf dem Heimweg überfallen und mit einem harten Gegenstand schwer am Kopf verletzt. Der Täter wurde offenbar nie ermittelt.

Bemerkenswert ist außerdem, dass Bösser, trotz aller gerichtlichen Auseinandersetzungen, in zahlreichen Vereinen aktiv blieb. Er gehörte dem Presbyterium an, leitete den Evangelischen Arbeiterverein und engagierte sich im Haus- und Grundbesitzerverein. Offenbar war sein Rückhalt in Teilen der Bürgerschaft erheblich größer, als man angesichts der Zeitungsberichte vermuten würde.

Am 23. August 1914 starb Ludwig Bösser im Alter von 61 Jahren an Asthma. Zwei Tage später wurde er in Herne beigesetzt. Als augenzwinkernder Chronist bemerke ich gerne, dass er gegen dieses letzte Urteil des Lebens keine Revision mehr einlegte.

Was bleibt von Ludwig Bösser? Sicher keine einfache Heldengeschichte. Ebenso wenig taugt er als bloße Kuriosität. Er war eine schillernde Persönlichkeit, unbequem, streitlustig und für viele Zeitgenossen ein Ärgernis. Zugleich zeigt seine Biografie, dass kommunale Politik um 1900 keineswegs eine harmonische Angelegenheit war. Wahlkämpfe wurden hart geführt, persönliche Feindschaften öffentlich ausgetragen und Gerichte waren häufig Teil der politischen Auseinandersetzung.

Ob Ludwig Bösser nun ein unbequemer Mahner, ein ewiger Querulant oder einfach beides war, darüber stritten schon seine Zeitgenossen. Sicher ist nur: Langweilig wurde es mit ihm nie. Wer glaubt, Störenfriede seien eine Erfindung des 21. Jahrhunderts, sollte einmal in die Herner Zeitung von 1902 schauen. Die Stadtgeschichte war schon immer bunt und gelegentlich ziemlich laut. Manche Namen ändern sich, der Typ Mensch offenbar weniger. Die sozialen Medien haben inzwischen manches Gerichtsprotokoll ersetzt.

Nähere umfassendere Informationen finden sie in unserem Wiki unter:
https://wiki.hv-her-wan.de/Ludwig_Bösser_(1852-1914)_Kaufmann_und_Politiker



Andreas Janik

Wat machse heute wieder fürn Raff?

(»Raff«, abgeleitet von Geld raffen durch Schwarzarbeit)

Das war die Anfrage im Kollegenkreis der Schaufensterdekorateure, wenn es um »Schwarzarbeit« ging. Wir hatten viele Gelegenheiten, die eine oder andere Nebentätigkeit auszuführen. Streichen, tapezieren, polstern, grafische Arbeiten wie Schriften malen, Plakate und Blickfänge gestalten und natürlich die vielfältigen Schaufensterdekorationen von funktionell bis elegant. Da die Bezahlung der Schauwerbegestalter, wie wir später benannt wurden, teilweise den Niedriglohnsektor im Einzelhandel widerspiegelte, kam es uns sehr gelegen, die eine oder andere D-Mark oder auch mehr, nach dem eigentlichen Dienstende abgabenfrei zu verdienen. Auftraggeber waren kleine Gewerbetreibende im Textil, Konfektions- und Schuhhandel oder Dienstleister, die sich auf Grund Ihrer Geschäftsgröße keinen Mitarbeiterstamm leisten konnten. Die Entlohnung lag dann zwischen 20,- DM und 40,- DM pro Auftrag, da war es in den Vorgesprächen notwendig die Preise abzusprechen um einen Konflikt (ist ja viel zu teuer) auszuschließen.



Ein lukrativer »Raff« wurde uns, das war der Kollege Franz-Josef Schneider, meinem Bruder Manfred, der auch als Dekorateur tätig war und mir offeriert. Der neue Betreiber des ehemaligen Kinos »Schauburg« an der Bahnhofstraße, »Edu« Käseberg, hatte das Geschäft von seinem Vater übernommen. Er stand oft mit uns an der Theke von Franz Zickgrafs »Stadtschänke«, Mit



Schauburg um 1928

seinem Kinogebäude hatte er sich konzeptionell neu aufgestellt, denn er wollte den, wie Pilze aus dem Boden schießenden Rock- und Gitarrenbands Auftrittsmöglichkeiten bieten, um das schlecht laufende Kinogeschäft nicht weiterzuführen. Er beauftragte uns, die alten Wanddekorationen durch eine Stoffbespannung zu ersetzten. Dazu hatten wir eine knappe Woche Abends- und Nachtzeit zur Verfügung. An Decke und Boden wurden Dachlatten angebracht, um die ca. 5 m langen Stoffbahnen an die Wand zu spannen. Das schafften wir auch sehr zügig und konnten Käseberg pünktlich »Vollzugsmeldung« geben, da für ihn noch ein wichtiger Termin anstand: Die Abnahme der Räumlichkeiten durch das Gewerbeaufsichtsamt und durch die Feuerwehr, die für die Einhaltung des Brandschutzes zuständig war. Die Experten hätten das Projekt bald zu Fall gebracht. Käseberg hatte die Stoffballen selber besorgt, ohne dass dem Material das Zertifikat »schwer entflammbar« vorlag, Im Nachhinein erfuhren wir, wie er noch übers Wochenende eine Fachfirma organisieren konnte, die das Material durch die Chemiespritze feuersicherer machte. Wir drei hatten, wenn auch durch viel Arbeit, 900,- DM verdient.

Käsebergs Investitionen hatten sich, wie ich bei zwei Bandauftritten sehen konnte, gelohnt. The Lords aus Berlin und the Rattles aus Hamburg brachten ihm ein volles Haus.



Wolfram Ninka

Mitglieder stellen sich vor

Name: Georg Steffens



Ich bin Georg, gebürtiger Flensburger, und lebe und arbeite schon lange im Schwabenland. Nach dem Abitur in Flensburg habe ich evangelische Theologie studiert, zuerst an der Kirchlichen Hochschule in Bethel, danach in Tübingen. Heute bin ich Pfarrer in Steinheim am Albuch bei Heidenheim. Mit dem Ruhrgebiet hatte ich eigentlich nichts am Hut, bis mich vor etwa 15 Jahren das Revierfieber gepackt hat. Seitdem verbringe ich meine Urlaube fast nur noch hier.

Hobbies:

Mich interessiert die Geschichte der Eisen- und Straßenbahnen im Revier. Das Streckennetz in Bochum, Gelsenkirchen und Herne kenne ich inzwischen in und auswendig. Außerdem fotografiere ich gern alte Werke, Zechen und Kolonien. Inzwischen sind rund 50.000 digitale Bilder zusammen.

Welche Funktion hast du im Verein?

Ich bin notgedrungen passives Mitglied. Denn wäre ich vor Ort, wäre ich gern auch aktiv(er). Wann immer es mir möglich ist und ich Urlaub in Herne mache, besuche ich aber auch unsere Treffen.

Seit wann bist du im Verein?

Ich bin 2020 eingetreten, Marcus hatte über meine damals feste Gastgeberin von meinen Fototouren mitbekommen. Und dann haben wir uns immer wieder getroffen und geredet, bis das Thema Verein dann für mich aktuell war.

Warum bist du Mitglied geworden?

Seit ich meine Urlaube im Ruhrgebiet verbringe, lag es nahe, auch dem Historischen Verein beizutreten. Auf meinen Ruhrtouren und über Gottesdienste hier habe ich außerdem vom Herner Superintendenten Fritz Schwarz gehört, der mich fasziniert hat, gerade weil ich seine Anliegen (ohne ihn zuvor gekannt zu haben) bereits seit dem Studium teile und die mich sehr beeindruckt und beeinflusst haben.

Was interessiert dich am meisten im Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.?

Vor allem die Industrie- und Verkehrsgeschichte: Alte Zechen, Werke, Kolonien und natürlich Eisen- und Straßenbahnen. Wenn ich einmal im Jahr mit Bahn und Bus durchs Revier ziehe, entdecke ich immer wieder Neues. In Herne habe ich inzwischen viele Freunde gefunden.

Kindheit in Lirich - schön und schmierich - Teil 4

Pussy-Kater

In Lirich auf der Ulmenstraße hatten wir runde Mülleimer aus Eisen, die noch von jeder Mietpartei wöchentlich an die Straße gestellt werden mussten. Als es hieß, dass wir von der Ulmenstraße wegziehen und zur City-West an der Bebelstraße ziehen würden, war ich zunächst traurig. Doch meine Mutter war sehr gut darin, mir diesen Umzug zu versüßen: »In der neuen Wohnung gibt es Müllschlucker. Da musst du keine Mülltonnen mehr an die Straße stellen«, sagte sie einmal. Ein anderes Mal: »Ihr werdet dort eigene Kinderzimmer haben.« Das waren wirklich zwei gute Argumente die mir halfen, mich auf den Umzug in die neue Wohnung zu freuen. …

Leider waren diese Argumente, bezogen auf mich, nichtzutreffend. Die neue Wohnung hatte zunächst ein großes Kinderzimmer, welches durch entsprechendes Aufstellen von Kleiderschränken quasi in zwei Kinderzimmer geteilt wurde. Ich musste im Schlafzimmer bei meiner Mutter liegen und hatte nur eine Betthälfte als »mein Zimmer«. … Als etwas später eine Trennwand in das große Kinderzimmer eingezogen wurde, brachte mir das gar nichts. Meine Geschwister hatten nun jeweils ein eigenes Zimmer und ich verblieb im Schlafzimmer.

Irgendwann später einmal verließ meine Mutter wütend das Schlafzimmer als Schlafplatz, weil ich sie im Schlaf getreten habe. … Ich war mir keiner Schuld bewusst, freute mich aber, über mein »Kinderzimmer« im Schlafzimmer Style.

Doch zurück zu den nicht vorhandenen »Müllschluckern«, die sich als eine Ansammlung von sich gegenüberstehenden dreimal zwei Müllcontainern, die später noch auf viermal zwei Müllcontainer erweitert wurden, herausstellten. … Ich war das Kind, was immer den Müll rausbringen musste. Gerne tat ich das nicht, weil ich es einfach ungerecht fand, dass ich als einziges Kind immer den Müll rausbringen musste und meine Geschwister nicht!

Als ich an einem sonnigen Tag, ungefähr Ende Mai, wieder einmal Müll zu den Müllcontainern brachte ereignete sich Folgendes. … Ich lief immer zu den hinten stehenden Müllcontainern, weil die meisten Leute immer nur vorne ihren Müll reinwarfen und deshalb oft die vorderen Müllcontainer voll waren, was man oft erst feststellen konnte, wenn man den Deckel nach hinten schob. … Ich hatte keine Lust, unnütz den Deckel nach hinten zu schieben und es war so effektiver, direkt einen hinten stehenden Container anzusteuern.

Ich ging mit dem Müllbeutel nach hinten durch, öffnete einen Container und schmiss den Abfallbeutel hinein. Dann zog ich den Deckel mit entsprechendem Schließlärm wieder nach vorne. … Als ich zwischen den beiden Containerreihen zurück ging, hörte ich plötzlich in Höhe des vorletzten Containers auf der linken Seite ein schwaches »Miep«. Ich blickte auf den Container, der nun still vor mir stand. … Doch dann wieder: »Miep«. … Entschlossen schob ich den Containerdeckel zurück und erschrak über das, was ich zu sehen bekam!

… Mitten in einem Knäuel aus noch nackten Kitten Körpern ragte ein Kitten mit geschlossenen Augen, wie ein Vögelchen aus einem makabren Nest heraus und rief laut »Miep!« … Sofort untersuchte ich vorsichtig die Kitten, die das miepende Kitten umgaben. Sie waren leider alle schon steif und kalt! … Vorsichtig holte ich das miepende Kitten aus der Mitte und steckte es sofort unter meinen Pullover, wo es direkt anfing zu schnurren.

Als ich zuhause ankam war meine Mutter alles andere, als Glücklich über meinen Fund. Ein Teil ihres Lamentierens galt den A…, die sowas tun. Der andere Teil galt mir, weil ich – wie sich herausstellte, den kleinen Kater – zwar verständlicherweise, aber dennoch mitgebracht hatte. … »Der kommt ins Tierheim«, sagte meine Mutter energisch. »Wir haben schon eine Katze!«

Wir sind tatsächlich – ich glaube zum Tierheim nach Mülheim (?) gegangen. Dort sagte man uns, dass gerade sehr viele und vor allem auch junge Katzen dort seien und dass keine Kapazitäten bestünden, sich um ein Kitten zu kümmern. … »Bringen Sie ihn wieder her, wenn er eigenständig frisst.« … Glücklich ging ich mit meinem Kater, den ich bereits nach der Band »Pussycat« »Pussy Kater« genannt hatte, nach Hause. … Er blieb bis zur Vollendung seines 18. Lebensjahres bei mir und wir beide hatten wirklich eine wunderbare gemeinsame Zeit.

Bevor »Pussy Kater« kastriert wurde, nutzte er noch die Gelegenheit, mit »Mohrle«, einer anderen, pechschwarzen Fundkatze, die meine Schwester als ihre Katze bezeichnete, zwei Kitten zu zeugen: »Kathi«, pechschwarz wie ihre Mutter, aber vom Wesen wie ihr Vater und »Schecki«, die genau umgekehrt optisch ihrem Vater glich, aber vom Wesen wie ihre Mutter war. … »Kathi« wurde vermittelt, aber »Schecki«, die als junge Katze einen unglückli-

chen Unfall mit einer Rolle eines Wohnzimmersessels hatte und deswegen behindert war, blieb bis zu ihrem späten Lebensende im Haushalt meiner Mutter, genauso auch »Mohrle«

Kinderarbeit

Es gibt Kinder, die bekommen von ihren Eltern Taschengeld und auch sonst wird sich gut um sie gekümmert. … Das war damals bei meiner Mutter etwas eingeschränkt und so überlegte ich mir, was ich als Kind tun konnte. Ich war noch sieben Jahre alt und die Möglichkeiten in Verbindung mit Geld verdienen waren sehr eingeschränkt. … Als Kind konnte man zu passenden Gelegenheiten auf einem Flohmarkt etwas verkaufen. Ich habe des Öfteren mit meiner Kinderflohmarkt Decke auf der Marktstraße gesessen und von meinen Habseligkeiten etwas verkauft. Weil das aber nicht zur Deckung meiner Ziele reichte, habe ich nach anderen Lösungsmöglichkeiten gesucht und diese unter anderem über meinen Bruder gefunden.

Er trug damals Brötchen für den Bäcker Winterling von Agethen, auf der Alstadener Straße, in der City-West aus. Die City-West war schon sehr groß für einen kleinen Jungen und so fragte ich, als seine kleinste Schwester den Bäcker, ob ich auch Brötchen austragen darf. Zum Glück stimmte der Bäcker zu und ich freute mich über mein Einkommen von 10,00 DM für 6 Tage Brötchen austragen, von 05:00 Uhr bis 07:00 Uhr. …

Ich habe bereits am Abend vor dem jeweiligen Brötchenaustragen die Brötchentüten beschriftet, damit ich morgens dann schnell arbeiten konnte; schließlich musste ich um 07:00 Uhr fertig sein, damit ich noch rechtzeitig um 08:00 Uhr in der Schule war. … Schon denkwürdig: ich war gewiss das einzige Kind, das bereits vor dem Schulbesuch gearbeitet hatte.

Anfangs war der Brötchenkorb viel zu schwer für mich! Ich zog ihn quasi von Haustür zu Haustür. Als der Brötchenkorb etwas leichter war, habe ich ihn sukzessive versucht, zu tragen; anfangs ab Hüfte und – nachdem ich stärker wurde und mehr Muskeln hatte, war ich sogar in der Lage, den Brötchenkorb vor meinem Körper zu tragen. … Ich war ziemlich stolz über meine geniale Lösung. Ab dem Tag, wo ich mit dem Brötchenaustragen begonnen habe, saß ich nicht mehr hungrig in der Schule. Das war schön.

Die Brötchen habe ich bis zu meinem 13. Lebensjahr ausgetragen und mein Einkommen stieg in der Zeit ein wenig. Manchmal konnte ich mir noch was dazuverdienen, wenn ich mit dem Bäcker noch Samstag vormittags Ware ausgefahren habe, oder Samstag morgens ein wenig in der Backstube geholfen habe.

Nachdem ich mit dem Brötchenaustragen begonnen hatte, gesellten sich noch das Austragen der Tageszeitung, das Kassieren der Regenbogenpresse, die mein Bruder und ich glaube auch, meine Schwester ausgetragen hatten sowie das Verteilen von AVON-Tüten, die von meiner Mutter vertrieben worden waren. … Schon krass, als Kind wusste ich, wer in der City-West Brötchen bekam, die Regenbogenpresse oder Tageszeitung las, AVON Produkte nutzte und sich zum Beispiel vor dem Zahlen der Regenbogenpresse Zeitschriften »drückte«. …

Lösungsorientiert war ich in der Zeit in der Lage, »unsichtbar« die BRAVO zu lesen, mir von meinem Geld Bekleidung und Essen zu kaufen sowie auch für meinen Bedarf an Schulheften und Stiften eigenständig aufzukommen. … Als einmal der mittlere Teil vom Bero-Zentrum einem Feuer zum Opfer fiel, bin ich sofort mit meinem Geld los, um mir günstig nach »Feuer« riechende Kleidung zu kaufen, die ihren speziellen Geruch zum Glück durch ein paar Runden in der Waschmaschine rasch verlor.

Damals war ich richtig stolz auf mein Organisationstalent. … Neben meiner Kinderarbeit führte ich noch diverse Hunde aus, ging für die eine oder andere ältere Dame einkaufen oder hörte begeistert zu, wenn sie aus ihrem Leben erzählten.

Manchmal habe ich mir morgens, wenn ich mit dem Brötchenaustragen fertig war, an der Aral Tankstelle für 5,00 DM eine Single gekauft. Eine Single war gewissermaßen eine kleine Schallplatte, auf deren Vorder- und Rückseite sich jeweils ein Lied befand. Ich liebte Musik und ich war meiner Zeit etwas voraus: Bereits als kleines Mädchen war ich Elvis Fan und liebte Oldies aus den 60-er Jahren!

Evangelische Pauluskirche

Als Kind bin ich wirklich sehr gerne zum Kindergottesdienst in die Pauluskirche gegangen, in der ich auch getauft worden bin. Wenn man sich vorstellt, dass ich schon als Kind eine 6-Tage Woche mit Arbeiten und Schulbesuch hatte, was wenig Schlaf bedeutete, war es schon beachtlich, dass ich noch zum Kindergottesdienst um 11:00 Uhr gegangen bin.

In der Pauluskirche gab es damals einen Pfarrer, der als »guter Pfarrer« wahrgenommen



Oberhausen Pauluskirche

wurde und einen Pfarrer, der nicht gut war. Die Frau von dem zweiten Pfarrer unterrichtete in der Schule Kunst und Handarbeit. … Als selbstbewusstes Mädchen einer alleinerziehenden Mutter hatte ich sehr unter ihr zu leiden, steckte das aber souverän weg. Einmal sagte diese Frau in Handarbeit zu mir: »Langes Fädchen, faules Mädchen.« Ich entgegnete freundlich: »Kurzes Fädchen, dummes Mädchen« und nähte unverdrossen weiter.

Auch mit ihrem Ehemann hatte ich eine denkwürdige Begegnung, als ich einmal in einem Kindergottesdienst von ihm angesprochen wurde, weshalb ich nichts in den Klingelbeutel tat. Sein O-Ton, den er mir leise und mit einem drohenden Unterton ins Ohr sprach: »Wenn du demnächst nichts in den Klingelbeutel wirfst, brauchst du gar nicht mehr herkommen!« Ich stand in meiner ganzen inneren Größe vor ihm und wiederholte mit fester Stimme mehrmals: »Lasset die Kindelein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!« … Der so ermahnte Pfarrer bekam Schnappatmung und starrte mich irgendwie mit einem Blick der zwischen Hass und Schreck lag, an.

Damals kam ich zu dem Schluss, dass ich meinem Glauben treu bleibe. Aber das »Bodenpersonal« bekam entsprechend von mir Minuspunkte.

Konfirmation

Ich wurde in der Evangelischen Pauluskirche an der Duisburger Str. in Oberhausen, konfirmiert. Doch bevor es soweit war, mussten die angehenden Konfirmandinnen und Konfirmanden erst einmal zum Konfi Unterricht gehen. Ich war in der Gruppe von Pastor Buckert, der ein sehr angenehmer Pfarrer und für Viele ein gutes Vorbild war.

Die Zeit mit dem Konfi Unterricht verstrich wie im Flug … und plötzlich war er da, der Konfirmationstermin! … Zu meiner Konfirmation durfte ich mir ein Kleid aussuchen. Meine optimierte Lösung bestand darin, dass ich mir ein zweiteiliges, dunkelblaues Baumwollkleid aussuchte. So konnte ich später die Bluse und auch den Rock separat tragen, was auch weitere Möglichkeiten ermöglichte.

Wir Konfirmandinnen und Konfirmanden wurden angehalten »10 Prozent unseres Konfigeldes« der Pauluskirche zu spenden. … Ich war das einzige Kind, was einen Betrag von 8,00 DM spendete, weil ich an Geld insgesamt 80,00 DM bekam. Das Geld strich sich meine Mutter mit der Bemerkung ein, dass sie auch »Ausgaben für den Nudelsalat« hatte. … Mein Onkel Martin hat mir ein sehr gutes Geschenk gegeben, über das ich mich zunächst nicht so freuen konnte, wie er. »Ich schenke dir Ohrlochstechen, dann hast du wenigstens was davon«, sage er mit einem wunderbaren Lächeln im Gesicht, das auch seine Augen erreichte. … Meine Schwester begleitete mich und ich weinte viele Tränen beim Stechen der beiden Ohrlöcher. … Mein Onkel hatte recht, die Ohrlöcher konnte meine Mutter und auch sonst niemand mir mehr nehmen.

Heute »feiere« ich meine Ohrlöcher und ich trage sehr gerne Ohrringe.

Löwin

Meine Mutter war in der City-West bekannt dafür, dass wir eine Pflegestelle für Katzen und auch insgesamt tierlieb waren. … Unsere Wohnung wurde von insgesamt zwei Katzenvereinen mit hilfsbedürftigen Tieren unterschiedlichen Grades an erlittenen Qualen genutzt: Der Cat-Sitter-Club und die Katzenhilfe Oberhausen. … Einmal hatten wir wirklich – neben »Gingo«, dem Hund von meiner Schwester, den meine Mutter ihr von einer Züchterin kaufte und meinem Pflegehund »Berry«, der zur Vermittlung anstand, hatten wir in Spitzenzeiten tatsächlich insgesamt 23 Katzen und Kitten!

Eines Tages schellte das Telefon. Ein Nachbar war am Telefon. Er bat meine Mutter um Hilfe: »Du hast doch Ahnung von Katzen. Ich habe hier ein Problem mit einer großen Katze.« … Als wir zu ihm in die Wohnung gingen, saß er auf dem Sofa. Seine Unterarme waren an mehreren Stellen verpflastert und seine Frau wirkte sehr gestresst! Die beiden Kinder hielten sich in ihrem Kinderzimmer auf, was sie nicht verlassen durften!

Der Grund dafür war wirklich sehr krass! Am Vormittag war ich mit einem Hund einer Nachbarin Gassi gegangen und als wir vor dem Hochhaus vorbeigingen, wo der Nachbar wohnte, wurde gerade eine Holzkiste abgeladen in die man nicht schauen konnte. Aus ihrem Innern ertönte aber ein Geräusch, was »Toxi« dazu veranlasste, voller Angst an ihrer Leine zu ziehen, um möglichst schnell weg aus dem Bereich der Holzkiste zu kommen.

… Durch den Anruf des Nachbarn erfuhr ich nun im Nachhinein, was der Inhalt der Kiste war. … Der Nachbar hatte in einer Zeitschrift, die damals »Geflügelbörse« hieß, für eine Frau in Mülheim ein fast drei Monate altes Löwenbaby bestellt. Geliefert wurde eine beinahe 8 Monate alte Löwin, die sehr ungehalten war! … Zu allem Überfluss nahm die Frau ihre Bestellung nicht mehr an; oder vielleicht auch Gott sei Dank. …

Nun sollte meine Mutter alles richten. … Durch ihre Kontakte im Tierschutz konnte sie tatsächlich einen privaten Kontakt ermitteln, der ein Löwengehege für ein Einzeltier hatte und auf der Suche nach einer neuen Löwin war. … In der Zeit bis zur Überführung der Löwin war ich damit beschäftigt, mehrmals zum Allkauf (heute Kaufland) im Bero-Zentrum zu laufen und Fleisch für die Löwin zu kaufen. … Das hat sich die Löwin durchaus gemerkt und mich hat sie sogar gemocht. Das konnte ich davon ableiten, dass ich die Gassi Gänge mit ihr überlebt habe und sie mich auch in der Wohnung des Nachbarn nicht angefallen hat.

Durch den Umgang mit der Löwin habe ich gelernt, dass sich Löwen eher wie Hunde verhalten und dass ein Tier – insbesondere ein wildes Tier, ganz viel Respekt und Achtsamkeit im Umgang erfordert! … Zum Teil amüsant waren für mich die Reaktionen – besonders von Autofahrern, wenn sie mich mit der Löwin an der Leine entdeckten …

Grüne Tomaten

Als ich einmal wieder alleine unterwegs war, um in den Gärten fremder Leute das wunderbare Werk der Natur zu bewundern und was zu essen zu finden, entdeckte ich in einem Schrebergarten mehrere Sträucher, an denen noch grüne Tomaten hingen. … Ich war mir nicht sicher, ob es sich hier um eine spezielle Züchtung handelte, oder ob diese Tomatenbusch-Kolonie einfach nur ausgesprochenes Pech mit dem Wetter hatte?

Vorsichtig zog ich mir fünf grüne Tomaten von den Sträuchern ab und verspeiste eine nach der anderen noch an Ort und Stelle. … Spannend, obwohl die Tomaten nicht rot waren, schmeckten sie genauso würzig, wie es bei roten Tomaten der Fall war. … Zunehmendes Dämmerlicht begleitete meinen Heimweg und ich musste mich schon beeilen, damit ich nicht zu spät zuhause ankam.

Bei den grünen Tomaten, die wie rote Tomaten schmeckten, musste es sich wohl um rote Tomaten gehandelt haben, die noch grün waren? … Das hatte für mich zur Folge, dass mir zuhause plötzlich so dermaßen übel wurde, dass ich schnell zum Klo flitzen musste, um mir die ganze Sache noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen …

Fazit: Warten, bis die Tomaten rot sind, oder sich nach Möglichkeit vorab informieren, ob es sich um eine besondere Sorte grüner Tomaten handelt.



Anna-Maria Rawe

